UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01927631 0

Friedrich der Große

Drei politische Schriften

Insel-Bücherei Nr. 6

LIBRARY

Friedrich der Große

Drei politische Schriften

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Fürſtenſpiegel

oder

Unterweiſung des Königs
für den jungen Herzog
Karl Eugen von Württemberg

Seiner durchlauchtigſten Hoheit dem Herzog Karl Eugen von Württemberg

Den 6. Februar 1744.

Durchlauchtigſter Vetter, nehmen Sie die folgenden Ratſchläge, die ich Ihnen gebe, als wahrhaftes Zeichen meiner Zuneigung auf und ſeien Sie überzeugt, daß es mir nie einfallen würde, Ihnen Ratſchläge zu erteilen ohne den hohen Begriff, den Ihre Tugenden und Ihre Talente mir von Ihrer Perſönlichkeit gegeben haben. Sehen Sie mich als Ihren wahrhaften Freund an, zu dem Sie Vertrauen faſſen können und der Sie hoch genug achtet, um Ihnen niemals die Wahrheit zu verhüllen. Ich habe nur ein einziges Intereſſe, das mich Ihnen verbindet: die Ehre; ich glaube, meine Ehre verlangt, daß ich das Meine tue, damit Sie von Ihren Völkern geliebt und von ganz Europa bewundert werden, damit Sie derjenigen Art Glück teilhaftig werden, das man ſich nur ſelber verſchaffen kann, und damit eine einhellige Stimme zu hören iſt, welche mein Urteil über den Prinzen von Württemberg rechtfertigt, daß nämlich ſeine Tugend größer iſt als die Zahl ſeiner Jahre. Ich erwarte mit Ungeduld den Augenblick, wo ich Sie hier umarmen kann, obgleich ich Sie zu ſehr liebe, um Sie ohne Bedauern ſcheiden zu ſehen. Glauben Sie immer an die Aufrichtigkeit meiner Gefühle und ſeien Sie überzeugt, daß ich bin,

Durchlauchtigſter Vetter,

Ihr guter Vetter und getreuer Freund

Friedrich.

Der Anteil, den ich an Ihrer Großjährigkeitserklärung genommen habe, muß mir so viel Interesse am Glück Ihrer Regierung einflößen, daß ich meinen möchte, das Wohl und Wehe dieser Regierung müßte irgendwie auf mich zurückstrahlen. In diesem Sinne glaube ich mich verpflichtet, Ihnen freundschaftlich und aufrichtig meine Gefühle im Hinblick auf den neuen Stand, in den Sie eintreten, zu sagen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die von Anmaßung und Eitelkeit dazu gebracht werden, daß ihre Ratschläge die Art von Befehlen annehmen, die ihre Meinungen für unfehlbar halten und wollen, daß ihre Freunde unabhängig von ihnen keinen Gedanken, keine Regung und keinen Atemzug haben. So lächerlich einerseits diese Anmaßung wäre, so sehr wäre ich anderseits schuldig, wenn ich es unterließe, Ihnen zu sagen, was keiner Ihrer Bedienten und Ihrer Untertanen die Keckheit haben wird, Ihnen zu sagen, oder besser gesagt, was sie Ihnen um ihrer persönlichen Interessen willen wahrscheinlich gar nicht sagen wollen.

Es ist sicher, daß alle Welt ihre Blicke auf das erste Auftreten eines Mannes richtet, der ein Amt übernimmt, und die ersten Schritte sind gewöhnlich für das Urteil der Öffentlichkeit entscheidend. Wenn Sie von allem Anfang an Ihrem Ruf eine gesicherte Grundlage geben, erwerben Sie das Vertrauen der Öffentlichkeit, und das will mich für einen Herrscher das Erstrebenswerteste bedünken.

Sie werden allerorten Personen finden, die Ihnen schmeicheln und die nur darauf aus sind, Ihr Vertrauen zu gewinnen, um Ihre Gunst zu mißbrauchen und Sie selbst zu beherrschen. Sie werden noch eine andre Sorte Menschen finden, besonders unter den Räten der Staatsverwaltung, die Ihnen sorgsam die Bekanntschaft mit Ihren Geschäften entziehen

möchten, um sie nach ihrem Gefallen zu führen; die Ihnen die leichtesten Dinge schwer machen werden, um Ihnen die Arbeit zu verleiden; und Sie werden in ihnen allen die unverkennbare Absicht finden, Sie in Vormundschaft zu halten, natürlich unter dem schönsten äußern Anschein und auf eine Manier, die für Sie durchaus schmeichelhaft ist.

Nun fragen Sie mich: was soll man dagegen tun? Man soll sich mit allen Finanzangelegenheiten vertraut machen, soll einen Sekretär suchen, der in der Finanzverwaltung als Subalternbeamter oder Gehilfe gearbeitet hat, und soll ihm gute Belohnung versprechen, damit er Sie über alles, was Sie angeht, auf dem Laufenden erhält. Die Finanzen sind der Nerv eines Landes; wenn Sie mit ihnen wohlvertraut sind, dann beherrschen Sie alles andere.

An vielen Höfen in Deutschland habe ich einen Mißbrauch gesehen: der bestand darin, daß die Minister der Fürsten den Titel kaiserliche Minister hatten, wodurch ihre Strafloſigkeit festgelegt war. Sie merken selbst, wie hinderlich es für Sie sein müßte, das zu dulden. Ich muß Sie überdies darauf aufmerksam machen, daß Sie zwei Räte in der Landesverwaltung finden, vor denen Sie gut tun werden, auf der Hut zu sein: der eine heißt Bilfinger und der andre Hardenberg. Es ist Ihre Aufgabe, sie zu prüfen und zuzusehen, bis zu welchem Grade Sie ihnen trauen können.

Seien Sie fest in Ihren Entschlüssen, wägen Sie, ehe Sie sie fassen, das Für und Wider ab; aber wenn Sie erst Ihren Willen ausgesprochen haben, ändern Sie um alles in der Welt nichts daran, sonst wird sich jeder über Ihre Autorität hinwegsetzen, und Sie werden als ein Mann betrachtet werden, auf den man nicht zählen kann.

Am Ende einer Regentschaft können Ihnen Intrigen an

Ihrem Hof nicht ausbleiben. Strafen Sie diejenigen, welche die erſten anzetteln, mit Strenge, und jeder wird ſich hüten, ihrem Beiſpiel zu folgen. Güte, wo ſie nicht am Platze iſt, iſt Schwäche, wie unangebrachte Strenge ein großes Verbrechen iſt. Es gilt, dieſe beiden Extreme zu vermeiden, wiewohl es nur der Fehler eines adligen Herzens iſt, in der Milde ausſchweifend zu ſein.

Glauben Sie ja nicht, das Land Württemberg ſei für Sie geſchaffen worden, ſondern glauben Sie, daß die Vorſehung Sie hat zur Welt kommen laſſen, um dieſes Volk glücklich zu machen. Sein Wohlergehen muß Ihnen wichtiger ſein als Ihr Vergnügen, und wenn Sie in Ihrem zarten Alter Ihre Wünſche dem Wohl Ihrer Untertanen aufopfern können, dann werden Sie nicht nur die Wonne Ihres Volkes, ſondern darüber hinaus die Bewunderung der ganzen Welt ſein.

Sie ſind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion des Landes, welche in Ehrbarkeit und allen moraliſchen Tugenden beſteht. Es gehört zu Ihrer Aufgabe, ihnen zur Durchführung zu verhelfen, beſonders der Menſchlichkeit, welche die Kardinaltugend jedes denkenden Weſens iſt. Überlaſſen Sie die geiſtliche Religion dem höchſten Weſen. Wir ſind alleſamt Blinde über dieſen Gegenſtand und durch manche Irrtümer Betörte. Wer unter uns iſt ſo verwegen zu behaupten, er kenne den rechten Weg?

Hüten Sie ſich alſo vor dem Fanatismus in der Religion, der zu Verfolgungen führt. Wenn elende Sterbliche vor dem höchſten Weſen Gefallen finden können, ſo nur durch die Wohltaten, die ſie unter den Menſchen verbreiten, nicht aber durch Gewalttaten, die ſie gegen Starrköpfe begehen. Selbſt wenn die wahre Religion, die Menſchlichkeit nämlich, Sie nicht zu dieſem Verhalten verpflichtete, muß Ihre Politik

es tun, denn all Ihre Untertanen sind Protestanten. Durch Toleranz werden Sie von ihnen angebetet werden; durch Verfolgung werden Sie ihr Abscheu werden.

Die Lage Ihres Landes, das an Frankreich und an die Staaten des Hauses Österreich grenzt, nötigt Sie, gegen diese beiden mächtigen Nachbarn eine gemessene und gleiche Haltung einzunehmen. Zeigen Sie keine Vorliebe für einen oder den andern, lassen Sie es nie dahinkommen, daß einer der beiden Ihnen Parteilichkeit vorwerfen kann, denn in den Wechselfällen ihres Glücks werden sie nicht verfehlen, Sie abwechselnd für das büßen zu lassen, was sie Ihnen glauben mit Recht vorwerfen zu dürfen.

Trennen Sie sich nie von dem Reich und seinem Oberhaupt. Es gibt für Sie gegen den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbarn nur Sicherheit in der Aufrechterhaltung der Reichsverfassung. Seien Sie immer der Feind dessen, der das Reich umstürzen will, weil das tatsächlich nichts andres ist, als eben damit Sie stürzen zu wollen. Verachten Sie ja das Oberhaupt des Reichs in seinem Unglück nicht, und seien Sie anhänglich an ihn, soweit Sie es können, ohne sich in sein mißliches Schicksal zu Ihrem Schaden zu verwickeln.

Genießen Sie Ihre Jugend, ohne Mißbrauch damit zu treiben. Lassen Sie einige Jahre verstreichen, die dem Vergnügen gewidmet sind. Denken Sie dann daran, sich zu verheiraten. Das erste Feuer der Jugend ist für die Ehe nicht günstig, und die Treue glaubt schon altersschwach zu sein, wenn sie drei Jahre hinter sich gebracht hat. Wenn Sie eine Prinzessin aus einem zu hohen Hause nehmen, so wird sie denken, sie erweise Ihnen eine Gnade damit, daß sie Ihre Gattin wird. Das wäre eine Ausgabe für Sie, die Sie fast zugrunde richten könnte, und Sie hätten keinen

andern Vorteil davon, als der Sklave Ihres Schwiegervaters zu werden. Wenn Sie eine Gattin wählen, die Ihnen einigermaßen gleichsteht, werden Sie ein glücklicheres Leben führen, weil Sie mehr Ruhe haben und weil die Eifersucht, zu der die großen Fürstlichkeiten ihrem Ehepartner immer Grund geben, Ihnen nicht lästig fiele.

Achten Sie in Ihrer Mutter die Frau, die Ihnen das Leben geschenkt hat. Je rücksichtsvoller Sie gegen sie sind, um so mehr Achtung werden Sie verdienen. Haben Sie immer Unrecht, wenn ein Streit zwischen Ihnen entstehen sollte. Die Dankbarkeit gegen die Eltern kennt keine Grenzen; man wird getadelt, darin zuwenig zu tun, aber niemals, darin zuviel zu tun.

Ich gehe nicht im einzelnen auf weniger wichtige Dinge ein, die dem eigenen Ermessen überlassen werden können. Die zärtliche Neigung, die ich für Sie habe, wird mich immer so aufrichtig an Ihrem Wohlergehen teilnehmen lassen, daß ich den Beifall und den Segen, den Ihre Untertanen Ihnen spenden werden, mit einer Freude ohnegleichen vernehmen werde, und jede Gelegenheit, Ihnen nützlich zu sein, werde ich mit größter Begierde ergreifen.

Mit einem Wort, ich wünsche Ihnen jegliches Glück, lieber Herzog, wie Sie jeglichen Glückes würdig sind.

Friedrich.

Von den Regierungsformen und den Pflichten der Könige

Wenn wir in das entfernteſte Altertum zurückgehen, finden wir, daß die Völker, von denen Kunde zu uns gelangt iſt, ein Hirtenleben führten und keinerlei geſellſchaftlichen Verband bildeten: was die Geneſis von der Geſchichte der Patriarchen berichtet, iſt dafür genügendes Zeugnis. Vor dem kleinen jüdiſchen Volk müſſen ebenſo die Ägypter in den Gegenden, die der Nil nicht überſchwemmte, nach Familien zerſtreut geweſen ſein; und ohne Zweifel verſtrichen viele Jahrhunderte, bis dieſer Fluß gezähmt war und den Eingeborenen geſtattete, in kleinen Flecken zuſammen zu wohnen. Wir erfahren aus der Geſchichte der Griechen den Namen der Städtegründer und der Geſetzgeber, die ſie zuerſt zu Verbänden zuſammenbrachten; dieſes Volk war lange Zeit wild, wie es alle Bewohner unſres Erdballs geweſen ſind. Wenn die Denkwürdigkeiten der Etrusker, Samniter, Sabiner uſw. auf uns gelangt wären, vernähmen wir ohne Frage, daß dieſe Völker in einzelnen Familien für ſich zu leben pflegten, ehe ſie ſich ſammelten und verbanden. Die Gallier bildeten ſchon zu der Zeit, als Julius Cäſar ſie unterwarf, größere Vereinigungen. Aber es ſcheint, daß Großbritannien mit dieſer Entwicklung noch nicht fertig war, als der Eroberer zum erſtenmal mit den römiſchen Truppen dort landete. Zur Zeit dieſes großen Mannes ſtanden die Germanen erſt auf der Stufe der Irokeſen, der Algackins und ähnlicher wilder Völkerſchaften. Sie lebten nur von der Jagd, dem Fiſchfang und der Milch ihrer Herden. Ein Germane hätte ſich erniedrigt geglaubt, wenn er den Boden beſtellt hätte; er ließ dieſe Arbeiten von den Sklaven beſorgen, die er im Kriege gefangen hatte, und ſo bedeckte denn der Herzyniſche Wald das weite Gebiet, das heute Deutſchland heißt, faſt völlig. Das Volk kann nicht zahlreich geweſen ſein, da es an ausreichender Nahrung fehlte.

Und das ist ohne Frage die wirkliche Ursache der wunderbaren Wanderungen der Völker des Nordens, die sich dem Süden zu ergossen, um völlig urbaren Boden und ein weniger strenges Klima zu suchen.

Man ist erstaunt, wenn man sich vorstellt, daß das Menschengeschlecht so lange in einem Zustand primitiver Tierähnlichkeit gelebt hat und keine Gesellschaft bildete, und man ist begierig zu erfahren, welche Ursache es dazu bringen konnte, sich zu Volksverbänden zusammenzuschließen. Kein Zweifel, daß die Gewalttätigkeiten und die Plünderungen anderer benachbarter Horden diesen isolierten Völkchen den Gedanken einflößten, sich mit anderen Familien zu verbinden, um ihre Besitzungen durch gegenseitige Verteidigung zu sichern. Daraus entsprangen die Gesetze, welche die Gesellschaften lehren, das Gemeinwohl dem Privatinteresse vorzuziehen. Von nun an konnte es niemand, ohne Strafe befürchten zu müssen, mehr wagen, sich des Besitzes seines Nachbarn zu bemächtigen oder das Leben seines Nächsten anzutasten; sein Weib und sein Besitz mußten wie geheiligte Güter geachtet werden, und wenn die Gesellschaft als Ganzes angegriffen wurde, mußte jeder herzueilen, um sie zu retten. Die große Wahrheit: handle gegen die Andern, wie du willst, daß sie sich gegen dich verhalten, wird das Prinzip der Gesetze und des Gesellschaftsvertrages; daraus entspringt die Liebe zum Vaterland, das als Beschützer unsres Gedeihens betrachtet wird. Aber da diese Gesetze ohne einen Wächter, der sich ununterbrochen damit beschäftigte, nicht bestehen bleiben und nicht ausgeführt werden konnten, ergab sich die Notwendigkeit der Obrigkeiten, die das Volk wählte und denen es sich unterwarf. Man präge sich wohl ein, daß die Erhaltung der Gesetze der einzige Grund war, der die Menschen dazu brachte, sich Obere zu geben, denn

das ist der wahre Ursprung der Souveränität. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staates. Wenn diese entstehenden Gesellschaften etwas von ihrem Nachbarn zu fürchten hatten, bewaffnete die Obrigkeit das Volk und rüstete eilends die Verteidigung der Bürger.

Der allgemeine Trieb aller Menschen, der sie dazu bringt, ein möglichst großes Glück zu erstreben, veranlaßte die Bildung der verschiedenen Arten der Regierung. Die einen glaubten dieses Glück zu finden, wenn sie sich der Leitung einiger Weisen anvertrauten; daher kam die aristokratische Regierung. Andere zogen die Oligarchie vor. Athen und die meisten griechischen Republiken wählten die Demokratie. Persien und der Orient beugten sich unter den Despotismus. Die Römer hatten eine Zeitlang Könige. Aber als sie der Gewalttätigkeiten der Tarquinier müde waren, verwandelten sie die Form ihrer Regierung in die Aristokratie. Bald trennte sich das Volk, das die Härte der Patrizier, die es wucherisch bedrückten, nicht mehr dulden wollte, von ihnen und kehrte erst nach Rom zurück, nachdem der Senat die Tribunen, die das Volk gewählt hatte, um an ihnen gegen die Gewalttätigkeit der Großen eine Stütze zu haben, anerkannt hatte; von da an wurde es beinahe der Verwalter der höchsten Gewalt. Man nannte diejenigen Tyrannen, die sich mit Gewalt der Regierung bemächtigten, die sich nur von ihren Leidenschaften und Launen lenken ließen und so die Gesetze und die Grundprinzipien, die die Gesellschaft um ihrer Erhaltung willen errichtet hatte, umstürzten.

Aber so weise auch die Gesetzgeber und die Fürsten, die das Volk zu Verbänden sammelten, waren, so gut ihre Einrichtungen waren, konnte sich doch nicht eine dieser Regierungsformen ganz in ihrer Reinheit erhalten. Warum? Weil die

Menſchen unvollkommen ſind und demnach auch ihre Werke; weil die Bürger ſich den Leidenſchaften überlaſſen, ſich vom Privatintereſſe verblenden laſſen, das immer das Intereſſe der Allgemeinheit über den Haufen wirft; ſchließlich weil nichts in dieſer Welt von Dauer iſt. In den Ariſtokratien iſt der Mißbrauch, den die privilegierten Staatsbürger mit ihrer öffentlichen Gewalt treiben, gewöhnlich die Urſache künftiger Revolutionen. Die Demokratie der Römer wurde von dem Volke ſelbſt umgeſtoßen; die verblendete Maſſe dieſer Plebejer ließ ſich von ehrgeizigen Bürgern beſtechen, die ſie alsdann knechteten und ihrer Freiheit beraubten. Auf dieſes Los muß ſich England gefaßt machen, wenn das Haus der Gemeinen nicht die wahrhaften Intereſſen der Nation der ſchmachvollen Korruption vorzieht, die ſie entwürdigt. Von der monarchiſchen Regierungsform gibt es verſchiedene Arten. Die alte Feudalregierung, die in Europa vor einigen Jahrhunderten faſt allgemein war, hatte ſich im Anſchluß an die Eroberungen der Barbaren feſtgeſetzt. Der Feldherr, der der Führer einer Horde geweſen war, machte ſich zum Herrn des eroberten Landes und teilte die Provinzen unter ſeine oberſten Offiziere; dieſe waren in Wahrheit dem Lehnsherrn unterworfen und mußten ihm Truppen ſtellen, wenn er es verlangte; aber da manche dieſer Vaſallen ebenſo mächtig wie ihr Oberherr wurden, bildeten ſich daraus Staaten im Staate. Dieſer Zuſtand war die Quelle der Bürgerkriege, die das Unglück der ganzen Geſellſchaft wurden. In Deutſchland ſind dieſe Vaſallen unabhängig geworden; unterdrückt wurden ſie in Frankreich, England und Spanien. Das einzige Beiſpiel, das uns von dieſem ſchändlichen Regiment geblieben iſt, exiſtiert noch in der Republik Polen. In der Türkei iſt der Herrſcher ein Despot, er kann ungeſtraft die empörendſten Grauſamkeiten be-

gehen; aber mit der Wechſelſeitigkeit, die bei den barbariſchen Völkern üblich iſt, oder mit gerechter Vergeltung geſchieht es ihm auch oft, daß er ſeinerſeits erdroſſelt wird. Die wahrhaft monarchiſche Regierung iſt die ſchlimmſte oder die beſte von allen, je nachdem ſie geführt wird.

Wir haben geſehen, daß die Bürger einem ihresgleichen nur um der Dienſte willen, die ſie von ihm erwarteten, den Vorrang eingeräumt haben; dieſe Dienſte ſind: die Aufrechterhaltung der Geſetze, der ſtrenge Schutz der Gerechtſamen und der Juſtiz, der äußerſte Widerſtand gegen die Verderbnis der Sitten, die Verteidigung des Staates gegen ſeine Feinde. Der Souverän muß die Beſtellung des Bodens im Auge behalten; er muß dafür ſorgen, daß die Geſellſchaft Überfluß an Lebensmitteln hat, muß Induſtrie und Handel fördern; er iſt wie ein Poſten, der über die Nächſten, die in ſeiner Obhut ſind, und über das Verhalten der Feinde des Staates wachen muß und der nicht abgelöſt wird. Es wird erfordert, daß ſeine Vorausſicht und ſeine Klugheit zur rechten Zeit Bündniſſe ſchließt und ſolche zu Verbündeten wählt, die den Intereſſen der Geſellſchaft, die er leitet, jeweils am beſten dienen. Man erſieht aus dieſer kurzen Zuſammenfaſſung, welche Fülle von Kenntniſſen jeder dieſer Punkte für ſich fordert. Dazu muß eine tiefgehende Kenntnis der örtlichen Beſchaffenheit des Landes, das der Souverän lenken ſoll, kommen, und er muß ſich gut auf den Geiſt des Volkes verſtehen, denn wenn der Herrſcher durch Unwiſſenheit ſündigt, macht er ſich ebenſo ſchuldig wie durch Sünden, die er etwa aus Bösartigkeit beginge: die einen ſind die Fehler der Trägheit, die andern die Laſter des Herzens; aber der Schaden, der ſich ergibt, iſt für die Geſellſchaft der nämliche.

Die Fürſten, die Souveräne, die Könige ſind alſo nicht mit

der höchſten Gewalt bekleidet, um ſich ungeſtraft der Ausſchweifung und dem Luxus hinzugeben; ſie ſind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Hochmut in äußerlichem Glanz einherſtolziert und die Einfachheit der Sitten, die Armut, das Elend mit ihrer Überhebung kränkt; ſie ſtehen nicht an der Spitze des Staates, damit ſie ſich um ihre Perſon einen Haufen Nichtstuer halten, deren Müßiggang und Nichtsnutzigkeit die Quelle aller Laſter iſt. Die ſchlechte Beſchaffenheit einer monarchiſchen Regierung kann von vielen verſchiedenen Urſachen kommen, die alle im Charakter des Herrſchers ihren Urſprung haben. So wird ſich ein Fürſt, der ein Weiberknecht iſt, von ſeinen Geliebten und ſeinen Günſtlingen lenken laſſen; dieſe mißbrauchen dann die Macht, die ſie über den Geiſt des Fürſten haben, und bedienen ſich dieſes Einfluſſes, um Ungerechtigkeiten zu begehen, verkommene Geſellen zu protegieren, Ämter zu verkaufen, und was dergleichen Niederträchtigkeiten mehr ſind. Wenn der Fürſt aus liederlicher Faulheit das Staatsregiment Händen überläßt, die zu kaufen ſind, ich meine ſeine Miniſter damit, dann zieht der eine nach rechts, der andere nach links, es arbeitet niemand nach einem allgemeinen Plan, jeder Miniſter ſtürzt um, was er vorgefunden hat, es mag noch ſo gut ſein, damit er neue Dinge ſchafft und ſeine Launen befriedigt, die oft dem Gemeinwohl ſchädlich ſind; andere Miniſter, die ihre Nachfolger ſind, beeilen ſich ihrerſeits, dieſe Maßnahmen über den Haufen zu werfen und ſind ebenſo ungründlich wie ihre Vorgänger, da es ihnen nur darauf ankommt, für erfinderiſche Köpfe zu gelten. Daher laſſen dieſe unaufhörlich einander folgenden Veränderungen und Wandlungen all dieſen Plänen nicht die Zeit, Wurzel zu faſſen. Daraus entſpringen das Durcheinander, die Unordnung und alle die Schäden

einer ſchlechten Regierung. Die Pflichtvergeſſenen ſind ſchnell mit einer Entſchuldigung bei der Hand: ſie decken ihre Schande mit dieſen ewigen Veränderungen; und da dieſe Sorte Miniſter zufrieden iſt, wenn niemand ihrem Verhalten auf die Spur kommt, hüten ſie ſich wohl, dafür ein Beiſpiel zu geben und etwa gegen ihre Untergebenen ſtreng vorzugehen. Die Menſchen ſind mit ihren Herzen bei dem, was ihnen gehört; der Staat gehört dieſen Miniſtern nicht; ſie laſſen ſich darum ſein Wohl nicht wahrhaft angelegen ſein, alles, was getan wird, geſchieht mit einer gewiſſen Nonchalance und mit einer Art ſtoiſcher Gleichgültigkeit, und daher kommt der Verfall der Juſtiz, der Finanzen und der Armee. Die Regierung hört auf monarchiſch zu ſein und entartet in eine richtige Ariſtokratie, in der die Miniſter und Generäle die Geſchäfte nach ihrem Belieben erledigen; die umfaſſende Einheit der Verwaltung iſt nicht mehr da, jeder folgt ſeinen beſonderen Ideen, und der Zentralpunkt, die Einheitlichkeit der Politik, iſt verloren gegangen. Wie alle Reſſorts, die Federn und Räder einer Uhr, zu demſelben Zwecke, nämlich die Zeit zu meſſen, zuſammenwirken, ſo müßten alle Reſſorts der Regierung von derſelben Hand aufgezogen werden, damit alle verſchiedenen Teile der Verwaltung in gleicher Weiſe zu möglichſt großem Gedeihen des Staates, dem wichtigen Zweck, den man nie aus den Augen verlieren darf, beitragen. Überdies bewirkt das perſönliche Intereſſe der Miniſter und Generäle gewöhnlich, daß ſie einander in allem entgegenarbeiten und daß ſie manchmal die Durchführung der beſten Pläne hindern, weil ſie ſie nicht ſelbſt vorgeſchlagen haben. Aber das Übel erreicht ſeinen Gipfel, wenn es verworfenen Menſchen gelingt, dem Herrſcher einzureden, ſeine Intereſſen ſeien andere als die ſeiner Untertanen: dann wird der

Herrſcher der Feind ſeines Volkes, ohne zu wiſſen warum; aus Mißverſtändnis wird er hart, ſtreng, unmenſchlich; denn da er von einem falſchen Prinzip ausgeht, müſſen die Folgen ebenſo falſch ſein. Der Fürſt iſt durch unlösliche Bande an den Staatskörper geknüpft; daher wirken alle Übel, die ſeine Untertanen treffen, auf ihn zurück, und ebenſo leidet die Geſellſchaft das Unglück mit, das ihren Herrſcher trifft. Es gibt nur ein Intereſſe, das des Staatsganzen. Wenn der Fürſt Provinzen verliert, iſt er nicht mehr wie früher imſtande, ſeinen Untertanen zu helfen; wenn das Unglück ihn gezwungen hat, Schulden zu machen, müſſen die armen Staatsbürger ſie bezahlen; und dementſprechend iſt der Herrſcher, wenn das Volk wenig zahlreich iſt, wenn es im Elend verkommt, jeder Hilfe beraubt. Das ſind ſo unbeſtreitbare Wahrheiten, daß es nicht nötig iſt, dabei länger zu verweilen.

Ich wiederhole alſo, der Herrſcher repräſentiert den Staat; er und ſein Volk ſind nur ein einziger Körper, der nur ſo lange gedeihen kann, wie ſie miteinander einträchtig ſind. Der Fürſt iſt für die Geſellſchaft, die er regiert, was der Kopf für den Körper iſt: er muß für die ganze Gemeinſchaft ſehen, denken und handeln, um ihr allen Nutzen zu verſchaffen, den ſie aufnehmen kann. Will man, daß die monarchiſche Regierung der republikaniſchen überlegen ſei, ſo iſt dem Herrſcher das Urteil geſprochen: er muß ſich rühren, er muß ein Ehrenmann ſein, er muß alle ſeine Kräfte zuſammennehmen, um den Beruf auszufüllen, der ihm übertragen iſt. Man höre, wie ich mir ſeine Pflichten vorſtelle.

Er muß ſich eine genaue und eingehende Kenntnis von der Stärke und der Schwäche ſeines Landes verſchaffen, ſowohl hinſichtlich der Geldkräfte wie in bezug auf die Bevölkerung, das Finanzweſen, den Handel, die Geſetze, den Geiſt der Na-

tion, die er regieren ſoll. Wenn die Geſetze gut ſind, ſoll ihr Ausdruck deutlich ſein, damit die Schikane ſie nicht nach Belieben drehen und wenden kann, um ihnen den urſprünglichen Sinn zu nehmen und über das Schickſal der Bürger willkürlich und regellos zu entſcheiden; das Verfahren ſoll ſo kurz wie möglich ſein, damit die Parteien nicht ruiniert werden und ihnen nicht von den Koſten wieder weggenommen wird, was ihnen die Juſtiz und ihr gutes Recht zuſprechen muß. Dieſer Teil der Regierung kann nicht genug überwacht werden, damit gegen die Habgier der Richter und den maßloſen Eigennutz der Advokaten alle möglichen Schranken errichtet werden. Man hält jedermann durch Viſitationen, die von Zeit zu Zeit in den Provinzen ſtattfinden, bei ſeiner Pflicht; jeder, der ſich geſchädigt glaubt, darf der Kommiſſion ſeine Klagen vortragen, und die Pflichtvergeſſenen müſſen ſtreng beſtraft werden. Es iſt vielleicht überflüſſig, hinzuzufügen, daß die Strafe nie ſchwerer ſein darf als das Vergehen, daß nie an Stelle der Geſetze Gewalt geübt werden darf und daß ein Herrſcher beſſer zu nachſichtig als zu ſtreng iſt. Jeder Privatmann, der nicht nach Grundſätzen handelt, benimmt ſich inkonſequent, und noch wichtiger iſt es, daß ein Herrſcher, der über das Gedeihen des Volkes zu wachen hat, nach einem beſtimmten Syſtem der Politik, der Kriegsführung, der Finanzgebarung, des Handels und der Geſetze vorgeht. Zum Beiſpiel ſoll ein leicht zu lenkendes Volk keine ſtrengen Geſetze haben, ſondern Geſetze, die ſeinem Charakter entſprechen. Dieſe Syſteme ſollen in ihrer Grundlage immer zum möglichſt guten Gedeihen der Geſellſchaft Beziehungen haben; die Prinzipien ſollen der Lage des Landes, ſeinen alten Bräuchen, wenn ſie gut ſind, dem Geiſt der Nation entſprechen. Zum Beiſpiel iſt es in der Politik eine bekannte

Tatsache, daß die natürlichsten und demnach besten Verbündeten die sind, deren Interessen mit den unsern harmonieren und die nicht so nahe Nachbarn sind, daß man befürchten muß, mit ihnen in einen Interessestreit zu geraten. Manchmal sind absonderliche Geschehnisse Veranlassung zu ungewöhnlichen Gruppierungen. Wir haben in unseren Tagen Nationen, die sonst immer Rivalen und sogar Feinde waren, unter demselben Banner marschieren sehen; aber das sind Fälle, die selten vorkommen und niemals von exemplarischer Bedeutung sind. Diese Art Bündnisse können nur vorübergehend sein, während die andern, die das gemeinsame Interesse geschmiedet hat, allein von Dauer sein können. In der Lage, in der sich Europa in unsern Tagen befindet, wo alle Fürsten gerüstet sind, unter denen sich übermäßig starke Mächte befinden, die imstande sind, die schwachen zu vernichten, erfordert es die Klugheit, daß man sich mit andern Mächten verbündet, entweder um sich im Fall eines Angriffs Beistand zu sichern oder um die gefährlichen Pläne seiner Feinde zu vereiteln oder schließlich, um mit Hilfe dieser Verbündeten gerechte Ansprüche gegen die, die ihnen entgegentreten möchten, aufrechtzuerhalten. Aber das genügt nicht; man muß bei seinen Nachbarn, insbesondere bei seinen Feinden Augen und Ohren haben, die offen sind und getreu berichten, was sie gesehen und gehört haben. Die Menschen sind böse; man muß sich vor allem hüten, überrascht zu werden, weil alles Überraschende erschreckt und außer Fassung bringt; das aber kommt nicht vor, wenn man gerüstet ist, mag das Ereignis, auf das man sich gefaßt machen muß, noch so schlimm sein. Die europäische Politik ist so trügerisch, daß der Gewitzteste getäuscht werden kann, wenn er nicht immer wachsam und auf der Hut ist.

Das Kriegswesen soll ebenso auf guten Prinzipien ruhen, die sicher und von der Erfahrung erprobt sein sollen. Man soll den Geist der Nation kennen, soll wissen, was sie leisten kann, und wie weit man seine Unternehmungen treiben darf, wenn man sie gegen den Feind führt. In unsern Zeiten ist es uns nicht gestattet, die Bräuche der Griechen und Römer in der Kriegsführung anzuwenden. Die Entdeckung des Schießpulvers hat dem Krieg ein völlig neues Aussehen gegeben. In unserer Zeit entscheidet die Überlegenheit des Feuers den Sieg; die Übungen, die Reglements und die Taktik sind umgewandelt worden, um sie dieser Bestimmung anzupassen, und neuerdings zwingt uns der ungeheure Mißbrauch der zahlreichen Artillerie, die die Armeen schwerfällig macht, uns diesem Verfahren ebenfalls anzuschließen, sowohl um uns in unserer Stellung zu behaupten, wie auch um den Feind in denen, die er einnimmt, anzugreifen, falls wichtige Gründe dazu nötigen. So viele neue Künste haben also die Kriegsführung so stark gewandelt, daß es in unsern Tagen eine unverzeihliche Verwegenheit wäre, wenn ein Feldherr die Turenne, die Condé, die Luxembourg nachahmen und eine Schlacht nach den Plänen führen wollte, die diese großen Feldherrn zu ihrer Zeit gemacht hatten. Damals entschieden sich die Siege durch die Tapferkeit und die Stärke; heutzutage entscheidet die Artillerie alles, und die Kunst des Feldherrn besteht darin, seine Truppen so an den Feind heranzuführen, daß sie nicht vernichtet werden, ehe sie den Angriff begonnen haben. Um sich diesen Vorteil zu verschaffen, muß er das Feuer des Feindes durch die Überlegenheit dessen, das er ihm entgegenstellt, zum Schweigen bringen. Aber was in der Kriegskunst ewig bestehen bleibt, das ist die Kunst, den Kampfplatz zu bestimmen, das heißt aus einem bestimmten

Terrain den möglichſt großen Vorteil zu ziehen. Wenn noch weitere neue Entdeckungen gemacht werden, wird es nötig ſein, daß die Feldherrn jener Zeiten dieſe neuen Dinge annehmen und an unſerer Taktik ändern, was der Verbeſſerung bedürftig iſt. Es gibt Staaten, die durch ihre Lage und ihre Zuſtände Seemächte ſein müſſen; ſolche ſind England, Holland, Frankreich, Spanien, Dänemark: ſie ſind vom Meer umgeben, und die entfernten Kolonien, die ſie beſitzen, zwingen ſie, Schiffe zu haben, um die Verbindung und den Handel zwiſchen dem Mutterland und dieſen entfernten Gliedern aufrechtzuerhalten. Es gibt andere Staaten, wie Öſterreich, Polen, Preußen und ſelbſt Rußland, von denen die einen eine Marine entbehren können und die andern einen unverzeihlichen politiſchen Fehler begehen würden, wenn ſie ihre Kräfte teilten und Truppen, die ihnen auf dem Lande unentbehrlich ſind, auf der See verwenden wollten. Die Zahl der Truppen, die ein Staat unterhält, muß im Verhältnis zu den Truppen ſtehen, die ſeine Feinde haben; er muß ebenſo ſtark ſein; denn der Schwächere iſt in Gefahr, beſiegt zu werden. Man wird vielleicht einwenden, der Fürſt dürfe auf den Beiſtand ſeiner Verbündeten rechnen. Das wäre gut, wenn die Verbündeten ſo wären, wie ſie ſein ſollten; aber ihr Eifer iſt bloß Lauheit, und man täuſcht ſich zuverläſſig, wenn man auf andre rechnet als auf ſich ſelbſt. Wenn die Grenzen ſo beſchaffen ſind, daß ſie durch Feſtungen verteidigt werden können, ſoll man nichts verabſäumen, ſie zu bauen, und nichts ſparen, ſie zu vervollkommnen. Frankreich hat dafür das Beiſpiel gegeben und hat zu verſchiedenen Malen davon den Vorteil genoſſen.

Aber weder die Politik noch die Armee können gedeihen, wenn die Finanzen nicht in der größten Ordnung gehalten

werden und wenn der Fürst selbst nicht sparsam und vorsichtig ist. Das Geld ist wie der Stab, mittelst dessen die Zauberer Wunder taten. Die großen politischen Pläne, die Unterhaltung der Armee, die besten Absichten zur Förderung des Volkes, all das bleibt in Starrheit, wenn das Geld es nicht belebt. Die Sparsamkeit des Herrschers ist für das Gemeinwohl um so nützlicher, wenn er keine genügenden Reservefonds hat, sei es um die Kriegskosten zu bezahlen, ohne seinem Volk außergewöhnliche Steuern aufzulegen, sei es um den Bürgern Beistand in öffentlichen Notständen zu leisten, denn alle diese Lasten bedrücken die Untertanen, die sich in den Zeiten des Unglücks, wo sie den Beistand so sehr nötig haben, ohne Hilfsmittel sehen. Keine Regierung kann um Steuern herumkommen; mag sie republikanisch oder monarchisch sein, sie wird sie in gleicher Weise brauchen. Es ist nötig, daß der Herrscher, der die ganze Last der Allgemeinheit auf sich nimmt, zu leben hat, daß die Richter bezahlt werden, damit sie nicht pflichtwidrig handeln, daß für den Soldaten gesorgt wird, damit die Entbehrungen ihm keinen Grund zu Gewalttätigkeiten geben; es ist ebenso nötig, daß die Personen, die der Finanzgebarung vorstehen, so gut bezahlt werden, daß die Not sie nicht zwingt, bei der Verwaltung der öffentlichen Gelder Veruntreuungen zu begehen. Diese verschiedenen Ausgaben erfordern beträchtliche Summen; man nehme noch hinzu, daß jedes Jahr etwas Geld für die außerordentlichen Fälle zurückgelegt werden muß: das alles muß notwendigerweise vom Volk genommen werden. Die große Kunst besteht darin, diese Gelder zu erheben, ohne die Bürger zu bedrücken. Damit die Grundsteuern gleich und nicht willkürlich sind, legt man Kataster an, die, wenn sie mit Genauigkeit aufgestellt sind, die Lasten je nach den Mitteln

der einzelnen abstufen; das ist so notwendig, daß es ein unverzeihlicher Fehler im Finanzwesen wäre, wenn die Steuern ungerecht verteilt wären und dem Landmann seine Arbeit verleideten; er muß mit seiner Familie, wenn er seine Abgaben geleistet hat, noch mit einer gewissen Behaglichkeit leben können. Der Staat darf seine Nährväter ja nicht bedrücken, er muß ihnen vielmehr Lust machen, ihr Land zu bestellen; im Boden besteht der wahre Reichtum des Landes. Die Erde liefert die nötigsten Lebensmittel und die sie bestellen sind, wie wir eben gesagt haben, die wahren Ernährer der Gesellschaft.
Man will mir vielleicht entgegenhalten, Holland ernähre sich, ohne daß sein Boden ihm den zehnten Teil dessen, was es verbraucht, liefert. Ich antworte auf diesen Einwand, daß das ein kleiner Staat ist, in dem der Handel den Ackerbau ergänzt; aber je ausgedehnter ein Gemeinwesen ist, um so mehr muß die Landwirtschaft gefördert werden.
Eine andre Art der Steuern, die man von den Städten erhebt, sind die Verbrauchssteuern. Sie wollen mit geschickten Händen gehandhabt werden, damit ja nicht die notwendigsten Lebensbedürfnisse, wie das Brot, das Dünnbier, das Fleisch und so weiter, belastet werden, denn diese Last würde von den Soldaten, den Arbeitern und Handwerkern getragen werden, und daraus würde zum Unglück des Volkes das Ergebnis kommen, daß der Arbeitslohn stiege, und im Anschluß daran würden die Waren so teuer, daß man den ausländischen Markt verlöre. Das ereignet sich gegenwärtig in Holland und England. Diese beiden Nationen haben in den letzten Kriegen ungeheure Schulden gemacht und haben neue Steuern eingeführt, um die Anleihezinsen zu bezahlen; aber da sie so ungeschickt waren, die Arbeit damit zu belasten, haben sie ihre Manufakturen beinahe vernichtet. Daher kommt es, da

die Steigerung der Löhne und Preise in Holland zugenommen hat, daß diese Republikaner ihre Tuche in Verviers und Lüttich herstellen lassen, und England hat ein beträchtliches Absatzgebiet dieser Wollstoffe in Deutschland verloren. Um diese Fehler zu vermeiden, soll sich der Herrscher oft an die Lage des armen Volkes erinnern, soll sich an die Stelle eines Bauern oder eines Manufakturarbeiters setzen und sich alsdann sagen: wenn ich in der Klasse dieser Bürger, deren Kapital ihre Arme sind, geboren wäre, was wünschte ich dann, daß der Herrscher täte? Was der gesunde Menschenverstand ihm alsdann sagt, das durchzusetzen ist seine Pflicht. Es finden sich in den meisten Staaten Europas Provinzen, wo die Bauern an die Scholle gebunden und Leibeigene ihrer Adligen sind; von allen Lagen ist das die unglücklichste, nichts kann die Menschlichkeit mehr empören. Ganz gewiß ist kein Mensch dazu geboren, der Sklave seinesgleichen zu sein; man verabscheut diesen Mißbrauch mit Recht und glaubt, man dürfe nur wollen, um diesen barbarischen Brauch abzuschaffen; aber dem ist nicht so, er kommt von alten Verträgen zwischen den Grundbesitzern und den Bauern. Die Landwirtschaft gründet sich auf die Dienstleistungen der Bauern; wollte man mit einem Schlage diese abscheuliche Einrichtung abschaffen, so würde man die Landwirtschaft von Grund aus erschüttern und müßte den Adel zum Teil für die Verluste in seinem Einkommen entschädigen.

Schließlich der Punkt von den Manufakturen und dem Handel, der nicht weniger wichtig ist. Damit ein Land blühen kann, ist es durchaus notwendig, daß die Handelsbilanz zu seinen Gunsten ausfällt: wenn es mehr für den Import bezahlt, als es durch den Export gewinnt, muß es notwendigerweise von Jahr zu Jahr ärmer werden. Man stelle sich eine

Börse vor, in der sich hundert Dukaten befinden: man nehme täglich einen heraus und tue nichts hinein, so wird man zugeben, daß nach hundert Tagen die Börse leer ist. Folgendes sind die Mittel, um diesen Verlust zu vermeiden: man soll alle Rohstoffe, die man besitzt, verarbeiten lassen, man soll die Stoffe, die man aus dem Ausland bezieht, verarbeiten lassen, um aus der Arbeit Gewinn zu ziehen, und man soll billig arbeiten, um sich das Absatzgebiet des Auslands zu verschaffen. Beim Handel dreht sich alles um drei Punkte: um den Überfluß an Bodenprodukten des eigenen Landes, die exportiert werden; um die Bodenprodukte der Nachbarstaaten, die man verkauft und dadurch reich wird; und um die Waren des Auslands, deren man bedarf und die man importiert. Auf diese Produkte, die wir eben genannt haben, muß sich der Handel eines Staates stützen; dafür ist er von der Natur der Dinge bestimmt. England, Holland, Frankreich, Spanien, Portugal haben Besitzungen in beiden Indien und reichere Hilfsquellen für ihre Handelsmarine als die andern Reiche; der Rat der Vorsicht ist: man benutze die Vorteile, die man hat, und unternehme nichts über seine Kräfte.

Wir haben noch von den Mitteln zu sprechen, die am geeignetsten dafür sorgen, daß jederzeit reichlich Lebensmittel vorhanden sind, die der Gesellschaft unentbehrlich sind, wenn sie in Blüte bleiben soll. Die Hauptsache ist, für eine gute Bestellung des Bodens zu sorgen, alle Ländereien urbar zu machen, die etwas einbringen können, die Herden zu vermehren, um desto mehr Milch, Butter, Käse und Dung zu erzielen; dann soll man eine genaue Aufstellung haben, welche Mengen Scheffel in den guten, mittleren und schlechten Jahren die verschiedenen Arten Körnerfrüchte gebracht

haben; man soll davon abziehen, was verbraucht worden ist, und aus diesem Ergebnis lernen, wieviel überflüssig ist und also exportiert werden darf, oder wieviel dem Konsum mangelt und also notwendigerweise beschafft werden muß. Jeder Herrscher, dem das Gemeinwohl am Herzen liegt, ist verpflichtet, sich Magazine anzulegen, die reichlich gefüllt sind, um bei Mißernten auszuhelfen und der Hungersnot vorzubeugen. Wir haben in Deutschland in den Fehljahren 1771 und 1772 gesehen, was für ein Unglück Sachsen und die Provinzen des Reichs durchgemacht haben, weil diese so nützliche Vorsichtsmaßregel vernachlässigt worden war. Das Volk mahlte Eichenrinde und buk Brot daraus. Diese elende Ernährung beschleunigte das Sterben; eine große Zahl Familien sind hilflos zugrunde gegangen; überall war Jammer. Andere haben blaß, elend und abgezehrt ihr Vaterland verlassen, um in der Fremde Hilfe zu suchen; ihr Anblick war mitleiderregend, ein ehernes Herz wäre nicht unempfindlich geblieben. Was für Vorwürfe müssen sich ihre Obrigkeiten gemacht haben, daß sie Zuschauer dieser Not sein mußten, ohne Hilfe leisten zu können!

Wir gehen jetzt zu einem andern Punkt über, der vielleicht ebenso interessant ist. Es gibt wenig Länder, in denen die Bürger in Sachen der Religion gleich denken; ihre Meinungen sind oft ganz verschieden; und es gibt wieder andere, die man Sektierer nennt. Es erhebt sich nun die Frage: ist es nötig, daß alle Bürger gleich denken, oder kann man jedem erlauben, zu denken, was ihm beliebt? Da sind zunächst düstere Politiker, die uns sagen: Alle müssen die gleiche Meinung haben, damit die Bürger durch nichts getrennt sind. Der Theolog fügt hinzu: Alle, die nicht denken wie ich, sind verdammt, und es ziemt meinem Fürsten nicht, ein König von Verdamm-

ten zu sein; man muß sie also in dieser Welt verbrennen, damit sie in jener um so besser daran sind. Darauf ist zu antworten, daß eine Gesellschaft niemals gleich denken wird; daß sich die meisten Christen Gott nur unter menschlicher Gestalt vorstellen können; daß bei den Katholiken die große Menge Götzendienst treibt, weil man mir nie einreden wird, daß ein Bauer den Gottesdienst und den Dienst der Maria oder der Heiligen unterscheiden kann; er betet gläubig das Bild an, vor dem er kniet. Es gibt also eine große Zahl Ketzer in allen christlichen Sekten; überdies glaubt jeder, was ihm wahrscheinlich ist. Man kann einen armen Teufel mit Gewalt zwingen, eine bestimmte Formel herzusagen, der er innerlich nicht zustimmt; so hat der Verfolger nichts gewonnen. Aber wenn man zum Ursprung der Gesellschaft zurückgeht, ist nicht der geringste Zweifel, daß der Herrscher kein Recht über die Denkart der Bürger hat. Müßte man nicht verrückt sein, wenn man sich vorstellen wollte, Menschen hätten zu einem Menschen ihresgleichen gesagt: Wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sind, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deinem Willen zu lenken? Sie haben im Gegenteil gesagt: Wir brauchen dich, damit du die Gesetze schützest, denen wir gehorchen wollen, damit du uns weise regierst, damit du uns verteidigst; im übrigen verlangen wir von dir, daß du unsre Freiheit respektierst. Dieses Urteil ist gesprochen, es gibt keine Berufung dagegen, und diese Toleranz ist den Gesellschaften, in denen sie eingeführt ist, so vorteilhaft, daß sie das Glück des Staates ausmacht. Seit jeder Kultus frei ist, ist alle Welt ruhig: wohingegen die Verfolgung die blutigsten, längsten und verheerendsten Bürgerkriege hervorgerufen hat. Das geringste Übel, das die Verfolgung erzeugt, ist die Auswanderung der Verfolgten; Frankreich hat

Provinzen gehabt, deren Bevölkerung zurückgegangen ist und die den Widerruf des Edikts von Nantes heute noch spüren. Das sind im allgemeinen die Pflichten, die ein Fürst erfüllen soll. Damit er sie nie vernachlässigt, soll er sich oft ins Gedächtnis rufen, daß er ein Mensch ist wie der geringste seiner Untertanen; wenn er der oberste Richter, der höchste Kriegsherr, der erste Finanzmann, der Premierminister der Gesellschaft ist, so ist er es nicht dazu, daß er großartig auftritt, sondern damit er seine Pflichten erfüllt. Er ist nur der erste Diener des Staates und ist verpflichtet, rechtlich, klug und gänzlich uneigennützig zu handeln, wie wenn er in jedem Augenblick seinen Bürgern von seinem Regiment Rechenschaft geben müßte. Daher macht er sich schuldig, wenn er das Geld des Volkes, den Ertrag der Steuern für Luxus, für Prunk, für Schlemmereien vergeudet, während er über die guten Sitten, die die Bewahrer der Gesetze sind, wachen soll, während er die Bildung des Volkes erhöhen und nicht durch schlechtes Beispiel verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer Reinheit ist eine der wichtigsten Aufgaben; der Herrscher kann viel dazu beitragen, wenn er die Bürger, die tugendhaft gehandelt haben, auszeichnet und belohnt, und denen, die so verderbt sind, daß sie über ihre Zuchtlosigkeit nicht mehr erröten, Verachtung bezeigt. Der Fürst soll jede unehrenhafte Handlung deutlich mißbilligen und denen, die unverbesserlich sind, jede Auszeichnung verweigern. Es gibt eine weitere wichtige Sache, die man nicht aus dem Auge verlieren soll und die, wenn sie vernachlässigt würde, den guten Sitten einen Schaden täte, der nicht wieder gut zu machen ist: wenn nämlich der Fürst Personen, die kein Verdienst haben, aber großen Reichtum besitzen, zu sehr auszeichnet. Diese an falschem Platze

verſchwendeten Ehren beſtärken die Öffentlichkeit in dem herkömmlichen Vorurteil, es genüge reich zu ſein, um geachtet zu werden. Nun werfen der Eigennutz und die Habgier den Zügel ab, der ſie zurückhielt; jeder will Reichtum häufen; man benutzt die ſchändlichſten Wege, um zu ihm zu kommen; die Verderbnis greift um ſich, ſie faßt Wurzel, ſie wird allgemein; die Begabten, die Tugendhaften werden verachtet, und das Publikum ehrt nur noch dieſe Baſtarde des Midas, deren große Ausgaben und Prunkſucht es blenden. Um zu verhindern, daß die Sitten der Nation bis zu dieſem furchtbaren Übermaß verderbt werden, ſoll der Fürſt unabläſſig darauf achten, nur das perſönliche Verdienſt auszuzeichnen und dem Reichtum ohne Sitten und ohne Tugenden nur Verachtung zu zeigen. Im übrigen ſoll der Herrſcher, da er recht eigentlich der Familienvorſtand der Bürger, der Vater ſeines Volkes iſt, bei allen Gelegenheiten die letzte Zuflucht der Unglücklichen ſein, ſoll an den Waiſen Vaterſtelle vertreten, den Witwen beiſtehn, ſoll für den letzten Unglücklichen wie für den erſten Höfling ein Herz haben und ſoll Freigiebigkeit gegen die üben, die jeder Hilfe beraubt ſind und denen nur durch ſeine Wohltaten geholfen werden kann.

Dies iſt entſprechend den Prinzipien, die wir im Anfang dieſes Verſuchs aufgeſtellt haben, das deutliche Bild, das man ſich von den Pflichten eines Herrſchers und von der einzigen Art, wie die monarchiſche Regierung gut und gedeihlich ſein kann, machen ſoll. Wenn viele Fürſten ſich anders verhalten, dann kommt das daher, daß ſie über ihren Beruf und über die Pflichten, die zu ihm gehören, wenig nachgedacht haben. Sie haben ein Amt übernommen, deſſen Gewicht und Bedeutung ſie nicht kennen, ſie ſind aus Mangel an Kenntniſſen auf falſche Wege geraten, denn in unſern

Zeiten ist die Unwissenheit an mehr Fehlern schuld als die Schlechtigkeit. Diese Skizze des Herrschers werden die Kritiker vielleicht als den Typus der Stoiker, als die Idee des Weisen erklären, den sie erträumt haben, den es nie gegeben hat und dem der einzige Marc Aurel am nächsten gekommen ist. Wir wünschen, dieser schwache Versuch möchte imstande sein, Marc Aurele zu bilden; das wäre der schönste Lohn, den wir erlangen könnten und der zugleich die Menschheit glücklich machte. Wir müssen indessen hinzufügen, daß ein Fürst, der die schwere Aufgabe auf sich nähme, die wir hier geschildert haben, nicht zu völliger Vollendung käme, weil er sich bei allem guten Willen in der Wahl derer täuschen könnte, die er für die Verwaltung der Geschäfte benutzte; weil man ihm die Dinge in falschem Lichte darstellen könnte; weil seine Befehle nicht pünktlich ausgeführt würden; weil man Missetaten verschleiern würde, so daß sie nicht zu seiner Kenntnis gelangten; weil harte und halsstarrige Beamte in ihrer Geschäftsführung zu streng und zu anmaßend wären; kurz, weil in einem großen Land der Fürst nicht überall sein kann. Dies ist eben das Los der Dinge hinieden und wird es immer sein, daß man nie zu dem Grad der Vollendung gelangt, den das Wohl des Volkes erfordert, und daß man sich in Sachen der Regierung, wie in allen andern, mit dem begnügen muß, was am wenigsten unvollkommen ist.

Betrachtungen
über
den gegenwärtigen Zuſtand
des
europäiſchen Staatenkörpers

Niemals haben die öffentlichen Angelegenheiten mehr die Aufmerksamkeit Europas verdient als gegenwärtig. Wenn große Kriege zu Ende sind, ändert sich die Lage der Reiche, und zugleich ändern sich ihre politischen Absichten: es entstehen neue Pläne, es wird über neue Bündnisse verhandelt, und jeder trifft im besondern die Anstalten, die er zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne für die geeignetsten hält.
Wenn es der Neugier eines vernünftigen Menschen würdig ist, in die Geheimnisse der Herzen einzudringen, in ihre Abgründe zu tauchen und in ihren Ursachen die Wirkungen zu entdecken, so ist es notwendig, daß ein Fürst, sofern er in Europa Geltung haben will, auf das Gebaren der Höfe achte, daß er über die wahren Interessen der Reiche unterrichtet sei und daß seine Voraussicht der Politik der Minister, die den Höfen dienen, die Pläne sozusagen entreiße, die ihre Klugheit vorbereitet und ihre Verstellungskunst den Augen der Öffentlichkeit verbirgt.
Wie ein geschickter Mechaniker sich nicht damit begnügt, das Äußere einer Uhr zu sehen, wie er sie öffnet und ihre Federn und Räder untersucht, so bemüht sich ein geschickter Politiker, die dauernden Prinzipien der Höfe, die Triebfedern der Politik jedes Fürsten, den Ursprung der Ereignisse kennen zu lernen; er überläßt nichts dem Zufall, sein überlegener Geist sieht die Zukunft voraus und dringt mittelst der Verkettung der Ursachen in die entferntesten Jahrhunderte; mit einem Wort, es empfiehlt sich, alles zu kennen, damit man alles beurteilen und allem zuvorkommen kann.
Angesichts des Zustandes der Lethargie, in dem sich mehrere Fürsten Europas befinden, habe ich es für nicht unangemessen gehalten, eine Darlegung über die gegenwärtige Lage zu geben, in der sich diese politische Körperschaft befindet, keineswegs

weil ich so anmaßend bin, mich für erleuchteter zu halten als so viele Minister, deren ausgedehnte Kenntnisse und lange Geschäftserfahrung mir immer achtbar und meiner schwachen Einsicht unendlich überlegen erscheinen müssen, sondern lediglich, um der Öffentlichkeit meine Gedanken mitzuteilen. Wenn meine Erwägungen sich als richtig herausstellen, wird man sie nützen können, und weiter begehre ich nichts; stellt sich heraus, daß ihnen die rechte Konsequenz fehlt und daß sie falsch sind, braucht man sie nur zu verwerfen: wenigstens habe ich dann das Vergnügen gehabt, sie niederzuschreiben.

Um sich eine rechte Vorstellung von den gegenwärtigen Vorgängen in Europa zu machen, muß man den Dingen auf den Grund gehen und auf den Ursprung der Geschehnisse zurückgreifen.

Am Ende des Feldzugs von 1735 nahmen die Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien und Versailles ihren Anfang; die Kriegsoperationen wurden abgebrochen, und über die Interessen der beiden Höfe wurde nicht mehr durch das Schwert, sondern durch die Feder entschieden. Weder Spanien noch der König von Sardinien traten zunächst diesen Unterhandlungen bei, und es ist zu beachten, daß Spanien sich erst nach dem Sturz des Herrn Chauvelin ihnen anschloß.

Der Krieg war am Rhein viel weniger lebhaft geführt worden als in Italien. Der Kaiser hatte die Kriegserklärung den Reichsständen im Jahre 1733 in Regensburg gewissermaßen abgepreßt; die Wahl in Polen, die durch die Truppen beunruhigt war, die an den Grenzen Schlesiens lagerten und bereit waren, in dieses Königreich einzufallen, hatte eine Spaltung zwischen den Bischöfen und den Wojwoden hervorgerufen, deren größter Teil für Stanislaus' Interessen eintrat. Diese Unruhen konnten für die Provinzen Deutschlands keinerlei

Intereſſe haben. Der Kaiſer hatte ſich, was recht verwegen war, durch einen Geheimvertrag mit Rußland und Sachſen verpflichtet, den Kurfürſten Auguſt II. zum erwählten König Polens zu machen; die kaiſerlichen Miniſter, welche die Folgen dieſes Schrittes vielleicht nicht vorhergeſehen hatten und, gegen den Rat des Prinzen Eugen, auf den friedlichen Charakter des Kardinal-Miniſters bauten, hatten ihren Herrn zu leichthin in eine ſo bedenkliche Sache verwickelt; der Kaiſer hatte ſich, bloß für ſeine Perſon und ohne das Reich zu befragen, mit Rußland zuſammen in die polniſchen Händel gemiſcht; es war lediglich ſeine Sache, wie er wieder herauskam.

Frankreich anderſeits hatte ſeit dem Tode des Herzog-Regenten mit aller erdenklichen Klugheit daran gearbeitet, ſich aus der Zerrüttung wieder heraufzuarbeiten, und das war ihm ſo wohl gelungen, daß ſeine Finanzen in der ſchönſten Ordnung der Welt, ſeine Magazine mit allem Notwendigen verſorgt und ſeine Truppen im erfreulichſten Zuſtand waren. Seine Stellung war alſo ſo günſtig, daß es ſich in der angenehmen Lage ſah, von allen Ereigniſſen Vorteil zu ziehen.

Der Tod Auguſts I. lieferte ihm einen ſcheinbaren Vorwand, ſich in die Angelegenheiten Polens einzumiſchen und die weitgehenden Pläne auszuführen oder wenigſtens die erſten Schritte zu ihnen tun, welche die Politik entworfen und reiflich durchgearbeitet hatte. Frankreich verabſäumte nichts: es bereitete die Ereigniſſe vor, es ſetzte ſich inſtand, erfolgreich zu handeln, es knüpfte ſeine Bündniſſe ſowohl mit Spanien wie mit Sardinien; durch geheime Praktiken bewog es einige Fürſten Deutſchlands zu einer Art Neutralität; es ſchläferte die Seemächte ein; als das geſchehen war, veröffentlichte es das Manifeſt, das ſein Verhalten erklären ſollte, und griff den

Kaiſer an, welcher angeſichts der Unruhen in Polen, die er geſchürt hatte und die zu unterſtützen ſeine Armeen bereit geweſen wären, wenn er nicht ſelbſt angegriffen worden wäre, ſeinerſeits wie der Angreifer daſtand.

Der Kaiſer, der ſehen mußte, wie er in Gefahr ſtand, von allen Seiten angegriffen zu werden, ſetzte alle Hebel in Bewegung, um das Reich dazu zu bringen, ſein Geſchick zu teilen. Die geſchickteſten Unterhändler wurden vom Wiener Miniſterium benutzt, um beim Reich zu erwirken, Frankreich den Krieg zu erklären. Die Abſichten des Kaiſers waren in erſter Linie, aus dem Reich Hilfskräfte herauszuziehen; in zweiter Linie, die Streitkräfte Frankreichs, das ihn ſchon in Italien angegriffen hatte und ihn dort unfehlbar völlig geſchlagen hätte, zu teilen. Nebenbei bemerkt iſt es beachtenswert, daß der Krieg, wenn das Reich ſich nicht hineingemiſcht hätte, früher beendigt worden wäre. Der Kaiſer hätte in Italien verloren, was die Verbündeten erobert haben; aber man hätte Lothringen nicht, ohne zu neuen Streitigkeiten Anlaß zu geben und den Brand von neuem zu entzünden, vom Reich losreißen können.

Der Krieg wurde in Deutſchland ſehr läſſig geführt, einerſeits weil die Politik des Hofs von Verſailles es durchaus vermeiden wollte, den Seemächten, welche ſich ohne jeden Zweifel zugunſten des Kaiſers erklärt hätten, wenn ſie ihn aufs äußerſte bedrängt geſehen hätten, Grund zu Argwohn zu geben; und anderſeits durch ein Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände, deren es in jedem Feldzug immer wieder beſondere gab und die es dem Kaiſer unmöglich machten, am Rhein tatkräftig aufzutreten.

In Italien hatten die Spanier das Königreich Neapel und Sizilien an ſich geriſſen, während ſich die Franzoſen mit den

Truppen von Piemont des Gebiets von Mailand und faſt der ganzen Lombardei bemächtigten; und da es eine Klauſel des Vertrags war, den die drei verbündeten Monarchen geſchloſſen hatten, was ſie dem Kaiſer in Italien abnahmen, untereinander zu teilen, ſetzten dieſe Mächte alles Erdenkliche daran, um ihre großen Pläne durchzuführen. Aber ich wage die Behauptung: was am meiſten zu den glücklichen Erfolgen der Verbündeten beitrug, war der üble Zuſtand, in dem ſich alle Provinzen des Kaiſers befanden. Die Urſache des Untergangs der größten Reiche iſt immer die nämliche geweſen: ſie war immer zurückzuführen auf die ſchwache Verfaſſung der Staaten. Der Niedergang des römiſchen Reiches trat beſonders ausgeprägt in der Zeit hervor, wo es unter den Truppen keine Ordnung mehr gab, wo die Diſziplin vernichtet war und wo man die Vorſichtsmaßregeln vernachläſſigte, welche die Vorausſicht für die Sicherheit der Staaten nicht aus dem Auge verliert. Der Verluſt, den der Kaiſer jetzt in Italien erlitten hat, gründet ſich auf die nämlichen Urſachen: keine Armee, um dem Feind das Eindringen zu verwehren, keine Magazine und nicht Truppen genug, um die Feſtungen zu halten, keine tüchtigen Generäle zur Verteidigung der feſten Plätze. Kurz, der Kaiſer verlor ſchon nach drei Feldzügen, was er nur durch acht Jahre aufeinanderfolgender Kriege gewonnen hatte.

Man könnte meinen, nach ſo vielen Niederlagen wäre es am Kaiſer, um Frieden zu bitten; aber man täuſche ſich nicht und lerne den friedlichen und uneigennützigen Geiſt des Kardinal-Miniſters beſſer kennen. Zur Ehre Frankreichs und zum Zeugnis ſeiner Mäßigung ſei geſagt: dieſe Sieger, die der Lorbeer erdrückt und die offenbar ihrer Siege müde ſind, bieten dem Kaiſer, ihrem beſiegten Feind, den Frieden an.

Es iſt zu vermuten, daß Herr von Villars dem Kardinal ſein Syſtem, wie man es in ſeinen Denkwürdigkeiten findet, mitgeteilt hat und daß der Kardinal die Ideen dieſes großen Mannes ſich zu eigen gemacht und es zu ſeinem Prinzip gemacht hat, nach dem Vorbild des Triumvirats des Auguſtus, Antonius und Lepidus einen vollkommenen und beſtändigen Bund zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich zu ſtiften. Man weiß, daß der Kitt dieſes Triumvirats aus Proſkriptionen beſtand. So befindet ſich Frankreich auf Grund des erſten Artikels der Präliminarabmachungen im Beſitz des Herzogtums Lothringen, das vom Reich losgeriſſen wird.

Der Kaiſer beraubt, um zum Frieden zu kommen, ſeinen Eidam ſeiner Erbſtaaten. Das Opfer ſcheint groß genug, um als eine Art Gegenwirkung eine entſprechende Erkenntlichkeit zu erfordern; jedoch iſt, um das Gleichnis fortzuſetzen, zu vermuten, daß Frankreich mit der Zeit die Rolle des Auguſtus ſpielen wird. Die einfache Betrachtung dieſes Ereigniſſes hätte wenig Wert, wenn ihr nicht einige Erwägungen beigegeben würden, die in dem Gegenſtande ſelbſt liegen. Zunächſt ſieht man in bezug auf die Franzoſen ein zuſammenhängendes, gleichmäßiges und unwandelbares politiſches Syſtem. Als ſie den Frieden von Utrecht ſchloſſen, war ihr Ziel, den Krieg von neuem zu beginnen, nicht ſofort freilich, weil ihr Ruhm verloren gegangen war, weil ihre Finanzen erſchöpft waren und weil ſie die Ereigniſſe noch nicht ſo zur Reife geführt hatten, wie ſie es haben wollten; aber ſie hatten nichtsdeſtoweniger im Sinne, auf den Augenblick zu lauern, wo ſie den Kaiſer mit Vorteil angreifen konnten.

Nun hatte in der Welt ein Vorurteil geherrſcht, das den Plänen Frankreichs außerordentlichen Schaden zugefügt hatte; dieſes ſchädliche Vorurteil gründete ſich auf einen alten

Irrtum, der sich weitervererbt und dadurch nur noch mehr Gewicht erlangt hatte: man sagte sich ganz leise ins Ohr, Frankreich strebte nach der Weltmonarchie; darin indessen tat man ihm großes Unrecht. Diese Idee allein schon hatte all die prächtigen Pläne Ludwigs XIV. verhindert und hatte nicht wenig dazu beigetragen, seine Macht zu verringern; es war durchaus nötig, ein so verderbliches Vorurteil zu entwurzeln und es so aus der Welt zu schaffen, daß kein Gedanke daran mehr übrig blieb.

Das Glück, das über Frankreichs Gedeihen waltet, oder, um im Stil der Priester zu reden, der Schutzengel, der über seiner Vergrößerung wacht, half dazu, eine Meinung zu zerstören, die Frankreichs Interessen so im Wege stand.

Ludwig XIV., dessen Ehrgeiz Europa so oft hatte zittern lassen, beschloß seine glorreiche Laufbahn, nachdem er am Ende seiner Regierung die Wandelbarkeit des Glücks hatte kennen lernen. Die Regierung fiel an den Vormund des minderjährigen Königs, und das Reich spürte die Schwäche seines Monarchen und all das Unglück, das mit der Minderjährigkeit eines Königs unweigerlich verbunden ist. Der Herzog-Regent, ein aufgeklärter Fürst, der aber bei allen Eigenschaften, die in der Gesellschaft entzücken und Privatleuten zum Glück verhelfen, nicht genug von der Festigkeit hatte, welche solchen unentbehrlich ist, denen das Geschick von Staaten anvertraut ist, brachte die Finanzen des Reichs durch jene berüchtigten Aktien in Verwirrung, die fast alle Privatiers ruinierten, deren Geld in die Kassen des Königs und einiger Angestellten Laws wanderte. Der Herzog von Bourbon wurde nach dem Tode des Herzogs von Orléans Reichsregent; aber das war nur eine vorübergehende Regentschaft; der Kardinal von Fleury trat an seine Stelle; er ergriff mit

feſter Hand das Staatsruder und ſtellte nicht nur die Finanzen und die inneren Verluſte des Königreichs wieder her, er tat mehr: durch ſeine Geſchicklichkeit, durch die Gewandtheit ſeines Geiſtes und durch den Anſchein äußerſter Mäßigung erwarb er ſich den Ruf eines rechtliebenden und friedlichen Miniſters. Um die Tiefe und Weisheit ſeines Verhaltens kennen zu lernen, muß man beachten, daß nichts mehr das Vertrauen der Menſchen gewinnt als ein edelmütiger und uneigennütziger Charakter. Der Kardinal hielt ſich ſo trefflich in dieſem Charakter, daß Europa oder vielmehr die ganze Welt überzeugt war, er wäre ſo. Frankreichs Nachbarn konnten neben einem ſo guten Nachbarn in Ruhe ſchlafen, und die Miniſter, darunter die berühmteſten Politiker, hatten wie einen unwandelbaren Glaubensartikel die Überzeugung, man könnte, ſolange der Kardinal lebte, in Anbetracht ſeines Charakters und ſeines hohen Alters über die Abſichten Frankreichs beruhigt ſein. Das war das Meiſterwerk des Kardinals, und darin kann ſeine Politik für trefflicher erachtet werden als die Richelieus und Mazarins. Dieſer geſchickte Miniſter deckte mit einem Schlag, als er die Dinge dahin geführt hatte, wo er ſie haben wollte, ſeine Pläne auf. Das Manifeſt des Allerchriſtlichſten Königs unterſtützte noch den tiefen Eindruck, den der rechtliche Charakter des Kardinals auf die Gemüter gemacht hatte; ſein weſentlicher Inhalt war: Keineswegs griffe der König aus eigennützigen oder ehrgeizigen Abſichten zu den Waffen; Seine Majeſtät begnüge ſich damit, ein blühendes Reich zu beſitzen und über ein treues Volk zu herrſchen, und er bezwecke keineswegs, die Grenzen ſeines Gebietes zu erweitern. Die Folgen jedoch haben gezeigt, daß einzig und allein die Friedensliebe Seine Majeſtät genötigt hat, Lothringen zu nehmen und

Deutſchland eine Provinz abzunehmen, die ihm in Wahrheit ſeit unvordenklichen Zeiten gehört hatte, die ihm jedoch angeſichts ſeiner ungünſtigen und iſolierten Lage zur Laſt war. Überdies war es, wenn der Friede auf einer ſoliden Grundlage errichtet werden ſollte, unumgänglich, daß Lothringen Frankreich abgetreten wurde, weil es häufigen Anlaß zu Streitigkeiten hätte geben können und weil man überdies Frankreich für die Kriegskoſten entſchädigen mußte; das alles, recht erwogen, beweiſt zuverläſſig, daß der König die poſitiven Verpflichtungen, die er in ſeinem Manifeſt übernommen hatte, völlig erfüllt hat.

Wenn man die Haltung Spaniens ebenſo aufmerkſam prüfen will, wird man ſehen, daß der Wiener Vertrag[1] oder

---

[1] Corps diplomatique, par Du Mont. A Amsterdam, 1731, infolio, t. VIII, 2e partie, p. 107:

Artikel V. Auf Grund des Verzichtes, den Seine Kaiſerliche Majeſtät in den beiden vorhergehenden Artikeln geleiſtet hat, tritt der Katholiſche König Seinerſeits, in Seinem Namen und in dem Seiner Erben, der männlichen und weiblichen Nachkommen alle Rechte ohne irgend welche Ausnahme, im ganzen und einzelnen, auf die Königreiche, Provinzen und Beſitzungen ab, welche Seine Kaiſerliche Majeſtät tatſächlich in Italien oder in Flandern beſeſſen hat und die früher zur Monarchie Spanien gehört haben; unter welchen ſich befindet die Markgrafſchaft Final, welche der Republik Genua im Jahre 1713 von Seiner Kaiſerlichen Majeſtät abgetreten wurde und zur Zeit rechtmäßig beſetzt iſt über welchen Gegenſtand feierliche Verzichtleiſtungsakte in gehöriger Form ausgeſtellt ſind, für deren Veröffentlichung man Sorge tragen wird, und der Akt darüber wird gehörigen Orts überreicht werden und wird Seiner Kaiſerlichen Majeſtät und den beteiligten Parteien zugeſtellt werden. Seine Katholiſche Majeſtät verzichtet gleichermaßen auf das Heimfallsrecht für die Krone Spanien, das Sie Sich auf das Königreich Sizilien reſerviert hatte, und auf alle Handlungen und Anſprüche, auf Grund deren Seine Kaiſerliche Majeſtät oder Seine Erben und Nachfolger in gerader oder ungerader Linie nicht nur in den genannten

vielmehr der Erbfolgevertrag keineswegs ein dauerhaftes Werk war und daß der König von Spanien nur insoweit auf die in Italien gelegenen Staaten, die ihm durch Erbschaft zukamen, verzichtete, als er nicht imstande war, sie wiederzuerobern.

Ich bringe nichts vor, was ich nicht zu beweisen imstande bin. Der berühmte Vertrag von Sevilla[1] zwischen Spanien

---

Königreichen oder Provinzen, sondern auch in allen anderen Gebieten, die Sie in Flandern, Italien oder anderswo tatsächlich besitzt, beunruhigt werden könnte.

[1] Auszug aus dem Vertrag von Sevilla, geschlossen zwischen Ihren Allerchristlichsten, Britannischen und Katholischen Majestäten am 9. November 1729. Siehe Corps diplomatique, par Du Mont. t. VIII, 2e partie, p. 158–160. Die beiden Geheimartikel, datiert Sevilla, den 21. November 1729, finden sich l. c., p. 160 und 161. Dieser Vertrag, den die Engländer die Quelle ihrer Tränen nennen und der aus zwölf Artikeln und zwei Geheimartikeln besteht, weist folgende Punkte auf: 1. Er bestätigt die vorhergehenden Verträge und setzt Amnestie für alle Teile fest. 2. Er regelt das Kontingent der gegenseitigen Hilfeleistungen in Truppen, Schiffen und Geld. 3. Er entkräftet den Vertrag von Wien, der 1725 zwischen dem Kaiser und Spanien geschlossen worden war. 4. Hält den französischen und englischen Handel sowohl in Europa wie in Indien auf dem alten Fuße. 5. Verspricht, die Schäden, die von einer oder der andern Seite angetan sind, wieder gutzumachen. 6. Verfügt die Bestallung und Ernennung von Kommissären, um die Verluste und Schäden der Parteien zu prüfen. 7. Spricht von den Kommissären Frankreichs für dergleichen Untersuchungen. 8. Schreibt die Dauer dieser Kommission vor, nämlich drei Jahre. 9. Das ist der wichtigste und hat folgenden Wortlaut:

Man wird sofort Sorge tragen für die Einrichtung von Garnisonen in den Plätzen Livorno, Porto-Ferrajo, Parma und Piacenza, in der Zahl von 6000 Mann aus Truppen Seiner Katholischen Majestät und in Seinem Sold, welche für die größere Sicherheit und den Schutz der unmittelbaren Erbfolge in den genannten Staaten zugunsten des

und England deckt die Absichten Spaniens unzweifelhaft auf und genügt, um darüber Klarheit zu schaffen, daß alle Eroberungen in Italien nur eine Folge der unwandelbaren Prinzipien sind, die diese Monarchie als Grundlage ihrer Politik betrachtet.

Man meine nicht, dieser Vertrag von Sevilla sei hier bei den Haaren herbeigezogen; wenige Bemerkungen genügen, um darin die Absichten Spaniens wie hinter einem Schleier zu zeigen.

Die Eroberungspolitik hat zum feststehenden Prinzip, daß der erste Schritt zur Eroberung eines Landes der ist, darin Fuß zu fassen, und das ist die größte Schwierigkeit; alles weitere entscheidet sich durch das Glück der Waffen und durch das Recht des Stärkeren.

Unter welchem Vorwand hätte Spanien Truppen nach Italien schicken können, wenn der Vertrag von Sevilla ihm

---

Durchlauchtigsten Infanten Don Carlos dienen sollen und instand setzen sollen, jedem Unternehmen und Widerstand entgegenzutreten, der zum Schaden dessen erregt werden könnte, was über besagte Erbfolge geregelt worden ist.

10. Gibt Vorschriften über das Verhalten, das genannte Truppen in diesen Plätzen beobachten sollen. 11. Läßt den König von Spanien versprechen, seine Truppen zurückzuziehen, sowie alles zu Ordnung und Ruhe zurückgekehrt ist. 12. Enthält die Garantie genannter Staaten für den Infanten Don Carlos, die den Engländern so schmerzlich war. 13. Verweist auf eine Sonderabmachung, die zwischen den Vertragschließenden über die Verpflegung genannter Garnisonen getroffen werden soll. 14. Ladet die Generalstaaten ein, diesem Vertrag beizutreten.

Die beiden Geheimartikel enthalten die Vorteile für den englischen Handel in Westindien und besonders den berühmten Vertrag von Assiento.

Gezeichnet:

W. Stanhope. Brancas. El Marques de la Paz.
B. Keene. Don Joseph Patinho.

dazu nicht die bequeme Möglichkeit gegeben hätte? Wie hätte es ohne Truppen an die Eroberung der Gebiete von Mailand und Mantua, des Königreichs Neapel und Sizilien denken können? Es war also nötig, mit einem Fuß in dem Lande zu stehen; es war nötig, Truppen dort zu haben, um sie bei Gelegenheit zu verstärken; man mußte Plätze besetzen, um Magazine einzurichten; und dazu war der Vertrag von Sevilla unumgänglich nötig. Spanien hatte also gewiß an seine Interessen gedacht, als es ihn abschloß, und es hat sich herausgestellt, daß seine Pläne nicht so eng begrenzt waren, als man vielleicht hätte glauben mögen; ich habe also, als ich von der Haltung Spaniens sprach, recht gehabt, über den Vertrag von Sevilla nicht schweigend wegzugehen.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, die Haltung des kaiserlichen Hofes darzulegen. Man hat an ihm in der Angelegenheit Polens viel Vertrauen auf seine Stärke bemerken müssen, obwohl er freilich den Anschein erregen wollte, als mischte er sich nicht hinein.[1] Man hat ebenso den unerträglichen Hochmut bemerken können, mit dem er nicht nur die Kleineren, sondern auch seinesgleichen zu behandeln beliebte. Man hat leicht entdecken können, daß seine Politik sich das Ziel gesetzt hat, den Despotismus und die Souveränität des Hauses Österreich über das Reich zu errichten; was angesichts der Macht vieler Fürsten, mit denen man nicht leicht fertig

[1] Es ist notorisch, daß die Minister des Kaisers in ihrem Vorgehen in allen Stücken mit denen Rußlands einig waren; daß ein Armeekorps von 17000 Mann an den Grenzen Polens lagerte; daß er den Fürsten Lubomirski, den man den gestiefelten Fürsten nennt und der der Urheber des Abfalls derjenigen war, die von Warschau in ein Dorf namens Praga zogen, bestochen hatte und daß die russischen Truppen auf Anstiften des Kaisers die Grenzen Polens überschritten haben.

werden könnte, nicht so einfach ist. Indessen hat das Haus Österreich von jeher, von abergläubischen Vorurteilen besessen und von einer hochmütigen Verwegenheit vorwärts getrieben, die Souveräne Deutschlands in sein Joch zwingen wollen; das Ministerium geht nach diesem Plan vor, der sich von einem Inhaber der Krone auf den andern vererbt, und diese Fürsten, die ebenso unwissend wie abergläubisch sind, geben sich vergebens einer ehrgeizigen Schimäre hin, welche sie in Anbetracht der Ungerechtigkeit der Sache verabscheuen müßten.

Wir haben nicht nötig, bis auf die Zeiten der Kaiser Ferdinand I. und Ferdinand II. zurückzugehen, um Zeugnisse für den maßlosen Ehrgeiz dieses Hofes zu finden; vier Ereignisse, die in unsern Tagen geschahen, sollen uns eine gute Illustration dafür liefern.

Man beachte erstens, daß der Kaiser, ohne daß das Reich es wußte, eine Allianz mit der Kaiserin von Rußland geschlossen hatte, um August II. auf den Thron Polens zu setzen. Daraus geht also hervor, daß der Krieg, der aus diesem Bündnis entsprang, vom Kaiser und nicht vom Reich durchgeführt werden mußte, das an den Schritten des Kaisers keinen Teil hatte. Man hat jedoch gesehen, daß der Wiener Hof durch seine Intrigen es zustande gebracht hat, das Reich in diesen Krieg zu verwickeln, der von Haus aus niemanden anging als den Kaiser von Rußland; damit hat der Kaiser ohne jede Frage den Artikel IV seiner Kapitulation verletzt.[1]

[1] Artikel IV (Kaiser Carl des Sechsten Wahl-Capitulation. Mit nöthigen Anmerkungen. Leipzig, bei Thomas Fritsch, 1725, in 4°, p. 32): In allen Berathschlagungen über die Reichs-Geschäfften, insonderheit diejenige, welche in dem Instrumento Pacis nahmentlich exprimirt, und

Der Kaiser hat sich zweitens gegen den Artikel VI[1] seiner Kapitulation vergangen, indem er, den Grundgesetzen des Reiches entgegen, den Beistand fremder Mächte nach Deutschland gerufen hat: die Kaiserin von Rußland hat ihm ein Korps von zehntausend Mann an den Rhein geschickt.
Drittens überzeuge man sich davon, daß der mit Frankreich eingeleitete Vertrag, dessen Präliminarien unterzeichnet worden

---

dergleichen, sollen und wollen wir die Chur-Fürsten, Fürsten und Stände des Reichs ihres Juris suffragii sich gebrauchen lassen, und ohne derselben Reichs-Tägige freye Beystimmung in selbigen Dingen nichts fürnehmen noch gestatten. Wir sollen und wollen auch in Zeit unserer Regierung gegen die benachbahrte Christl. Gewälte friedlich halten, ihnen allerseits zu Widerwärtigkeit gegen das Reich keine Ursach geben, weniger das Reich in fremde Kriege impliciren, sondern uns aller Assistentz, daraus dem Reich Gefahr und Schaden entstehet, gäntzlich enthalten, auch kein Gezänck, Vehete noch Krieg in- und ausserhalb des Reichs von desselben wegen unter keinerley Vorwand, wie der auch seye, oder Bündniß mit ihnen machen, es geschehe dann solches mit der Chur-Fürsten, Fürsten und Ständen Consens auf offenem Reichs-Tag, oder zum wenigsten der sämtl. Chur-Fürsten Vorwissen, Rath und Einwilligung.

[1] Artikel VI (l. c., p. 41): Wir wollen und sollen auch vor uns selbst als erwehlter Röm. Kayser in des Reichs-Händeln keine Bündniß oder Einigung mit andern in- oder ausserhalb des Reichs machen, wir haben dann zu vorherr der Chur-Fürsten, Fürsten und Ständen Bewilligung auf einem Reichs-Tag hierzu erlangt, da aber publica Salus & Utilitas eine mehrere Beschleinigung erforderte, da sollen und wollen wir aller Chur-Fürsten sämtliche Einwilligung zu gelegener Zeit und Mahlstatt, und zwar auf einer Collegial-Zusammenkunft, und nicht durch absonderliche Erklärungen, biß man zu einer gemeinen Reichs-Versammlung kommen kan, wie sonsten in allen andern des Reichs Sicherheit concernirenden Sachen, also auch in dieser, erlangen, wann wir auch ins künfftig unserer eigenen Banden halber einige Bündniß machen würden, so solle solches anderer gestalten nicht geschehen, als unbeschädiget des Reichs und nach Inhalt des Instrumenti Pacis.

ſind, ohne daß das Reich ſeine Beſtätigung gegeben hat, den Artikel VI[1] der kaiſerlichen Kapitulation verletzt und präjudiziert.

Der Kaiſer hat viertens ſich eine Übertretung gegen den Artikel X[2] ſeiner Kapitulation zuſchulden kommen laſſen, indem er das Herzogtum Lothringen veräußert hat, das ein Reichslehen iſt und alſo nach der Grundverfaſſung des Reichs nicht ohne die ausdrückliche Zuſtimmung des Reichstags und der Stände vom Deutſchen Reiche getrennt oder abgeſchnitten werden durfte.

Man könnte dem Kaiſer auch noch den Krieg, den er den Türken erklärt hat, und die Subſidien, die er bei Gelegenheit dieſes Krieges vom Reich verlangt hat, zum Vorwurf machen, aber das würde mich in zu viele Einzelheiten bringen, und ich habe noch einige wichtigere Bemerkungen zu machen.

---

[1] Siehe den Schluß der vorhergehenden Anmerkung.

[2] Artikel X (l. c., p. 59): Weiters und inſonderheit ſollen und wollen Wir dem Heil. Römiſchen Reich und deſſen Zugehörungen nicht allein ohne Wiſſen, Willen und Zulaſſen der Chur-Fürſten, Fürſten und Stände ſämtlich nichts hingeben, verſchreiben, verpfänden, verſetzen, noch in andere Weg veräuſern oder beſchweren, ſondern uns auch alles deſſen, was etwan zu Exemtion und Abreiſſung vom Reich Urſach geben könte, inſonderheit der exorbitirenden Privilegien und Immunitäten enthalten, vielmehr aber uns aufs höchſte bearbeiten, und allen möglichſten Fleiß und Ernſt vorwenden, dasjenige, ſo davon kommen, als verpfändete und verfallene Fürſtenthümer, Herrſchafften und Lande, auch confiſcirte und ohnconfiſcirte merkliche Güter, die zum theil in anderer fremder Nationen Hände ungebührlicher Weiſe erwachſen, zum förderlichſten wiederum dazu zu bringen, zuzueignen, und dabey bleiben zu laſſen.
Anm. d. Überſ. Die Zitate aus Kaiſer Karls VI. Wahlkapitulation ſtehen hier im deutſchen Originaltext, wie er Friedrich dem Großen in der von ihm oben zitierten Ausgabe vorgelegen hat. In den Anmerkungen Friedrichs des Großen ſind ſie ins Franzöſiſche überſetzt.

Wir haben bisher über Urſachen mit Hilfe der Betrachtung ihrer Folgen geurteilt; es bleibt uns noch übrig, an Hand der Urſachen, die wir erforſchen können, über die Folgen zu urteilen, die wir zu erwarten haben.

Es handelt ſich nicht lediglich darum, hinter die Geheimniſſe der Politik zu kommen und mit unſern profanen Blicken bis in das Allerheiligſte der Miniſterien zu dringen, wir müſſen auch die verſchiedenen Wege beachten, welche die Miniſter einſchlagen, um zu ihren Zielen zu gelangen. Durch nichts kann man den Charakter der Höfe beſſer kennen lernen als dadurch, daß man die verſchiedenen Methoden betrachtet, die ihre Politik bei den nämlichen Gegenſtänden befolgt; ihre Leidenſchaften, ihre Liſten, ihre Ränke, ihre Laſter und ihre guten Eigenſchaften, alles kommt dabei zum Vorſchein.

Um über die Miniſter des Kaiſers und Frankreichs richtig zu urteilen, wollen wir ihr Verhalten miteinander vergleichen und ſehen, wie ſie in den polniſchen Händeln verſchiedene Wege eingeſchlagen haben; wir werden da ein Sittenbild empfangen, das von nicht geringem Nutzen für die großen Männer ſein kann, die davon Gebrauch zu machen verſtehen.

Der Kaiſer ſollte nach der Allianz, die er mit Rußland geſchloſſen hatte, die Krone Polens auf das Haupt Auguſts, des Kurfürſten von Sachſen, ſetzen; er kam auf kein beſſeres Mittel, um das durchzuſetzen, als auf die Gewalt. Seine Armeen hielten ſich an den Grenzen Polens, während die ruſſiſchen Truppen in das Gebiet der Republik einfielen und bis in die Nähe von Warſchau vordrangen. In Wien alſo kannte man nur die nackte Gewalt, um Auguſt den Weg zum Thron der Sarmaten zu öffnen.

Das französische Ministerium war menschlicher, aber gewitzter und ging also ganz anders vor: es verwandte nur die Kraft eines verführerischen Metalls, um Stanislaus zur höchsten Würde zu erheben. Der kaiserliche Botschafter in Warschau konnte sich in Drohungen nicht genug tun; der Frankreichs wandte nur gewinnende Worte und Schmeicheleien an; der eine wollte die Gemüter einschüchtern, der andre wollte sie mit seiner Sanftmut gewinnen. Der eine stürzte wie ein wütender Löwe auf seine Beute los; der andre bezauberte mit seiner Stimme wie eine Sirene alle, die ihm nahten. Kurz, die Franzosen gewannen durch ihre Künste und ihre Intrigen die Macht über die Herzen, während die Kaiserlichen die Memmen erschreckten. Aber da in Polen die Zahl derer, die Furcht haben, unendlich viel größer ist als die Zahl derer, die über die Furcht erhaben sind, ist es nicht erstaunlich, daß Stanislaus sich nicht auf dem Thron behauptet hat.

Haben wir indessen keine zu große Furcht vor denjenigen, die ihre Pläne nur durch solche Mittel ausführen, wie sie ihre Anmaßung und der Geist des Hochmuts ihnen eingeben; sie schaden sich selbst dadurch, daß sie sich verhaßt machen; ihre Gewalttätigkeit ist ein Gegengift, welches das Gift, das ihre ehrgeizigen Pläne einflößen könnten, unschädlich macht. Mißtrauen wir vielmehr denjenigen, die uns durch heimliche Praktiken, durch schmeichlerisches Gebaren, durch erheuchelte Sanftmut zu Sklaven machen wollen: sie werfen uns einen Angelhaken zu, dessen Eisen unter einem verlockenden Köder verborgen ist, so daß wir uns täuschen und uns unsre Freiheit rauben lassen, wenn unsre Vorsicht sich übertölpeln läßt.

Da es sicher ist, daß alles, was ist, einen Grund haben muß,

und da man die Urſache der Ereigniſſe in andern Ereigniſſen findet, die ihnen vorausgegangen ſind, muß auch jedes politiſche Geſchehnis die Folge eines politiſchen Geſchehniſſes ſein, das ihm vorhergegangen iſt und das ſozuſagen ſeine Entſtehung vorbereitet hat. Verſuchen wir nach dieſem Syſtem an Hand der neueren Ereigniſſe und der großen Pläne der Höfe von Wien und Verſailles herauszufinden, was das enge Bündnis der beiden mächtigſten Fürſten Europas uns im Schoß zu tragen ſcheint.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Abſichten des kaiſerlichen Hofes darauf ausgehen, die Kaiſerwürde im Hauſe Öſterreich erblich zu machen. In dieſer Abſicht hat er die pragmatiſche Sanktion gemacht, hat er alle Fürſten Deutſchlands umworben, hat er einen Artikel in das Friedensinſtrument eingefügt und hat er eine Menge Sonderverträge geſchloſſen; ſo ſehr hegt das Haus Öſterreich den Wunſch, mit der Zeit dem Reich das Wahlrecht zu nehmen, ſeiner Dynaſtie die unumſchränkte Macht zu ſichern und das demokratiſche Regiment, das ſeit unvordenklichen Zeiten in Deutſchland gegolten hat, in ein monarchiſches zu verwandeln. Da das Syſtem des kaiſerlichen Miniſteriums recht einfach iſt, bietet es keinerlei Schwierigkeit, es an den Tag zu bringen; das Syſtem jedoch des Verſailler Hofes iſt komplizierter, und es erfordert von uns mehr Ausführlichkeit und mehr Eingehen in Einzelheiten.

Dauerndes Prinzip der Fürſten iſt, ſich ſo weit zu vergrößern, wie ihre Macht ihnen geſtattet; und wenn ſchon dieſe Vergrößerung mannigfachen und unendlich abgeſtuften Modifikationen unterliegt, je nach der Lage der Staaten oder der Stärke der Nachbarn oder der Gunſt der Umſtände, iſt das Prinzip ſelbſt dabei unveränderlich, und die Fürſten

gehen nie davon ab; ihr sogenannter Ruhm steht auf dem Spiele; mit einem Wort, es geht nicht anders, sie müssen sich vergrößern.

Frankreich ist im Westen von den Pyrenäen begrenzt, die es von Spanien trennen und eine Art Schranke bilden, die die Natur selber gebaut hat. Der Ozean bildet die Grenze im Norden Frankreichs, das Mittelmeer und die Alpen im Süden; aber im Osten hat es keine andern Grenzen als die seiner Mäßigung und seiner Rechtlichkeit. Elsaß und Lothringen, die vom Reiche abgelöst wurden, haben die Grenzen des französischen Gebiets bis zum Rhein ausgedehnt. Es bleibt der Wunsch übrig, daß der Rhein auch weiter unten die Grenze ihrer Monarchie bilden möge. Zu diesem Zweck bleibt ein kleines Herzogtum Luxemburg zu erobern, ein kleines Kurfürstentum Trier durch irgendeinen Vertrag zu gewinnen, ein Herzogtum Lüttich einzuverleiben, weil man schon dabei ist; die Plätze der Barriere, Flandern und noch so ein paar Bagatellen müßten in dieser Abrundung einbegriffen sein; und Frankreich braucht nur noch das Ministerium eines maßvollen und sanften Mannes, der, wenn mir der Ausdruck gestattet ist, der Politik seines Hofes seinen Charakter leiht, der alle Ränke und Schliche seiner Geschicklichkeit auf die Schultern untergeordneter Minister abläbt und so hinter dem Schirm eines äußern Verhaltens, das unangreifbar ist, seine Pläne zu glücklichem Ausgang führt.

Frankreich überstürzt sich in nichts. Es verliert seinen Plan nicht aus den Augen und erwartet alles von der Gunst der Umstände: die Eroberungen müssen ihm sozusagen von Natur aus in den Schoß fallen; es verbirgt alles, was die Absichtlichkeit seiner Pläne hervortreten ließe, und wenn

man nur nach dem urteilt, was äußerlich zutage tritt, ſcheint es, daß das Glück Frankreich mit ganz beſonderer Gunſt bevorzugt. Aber täuſchen wir uns nicht: Glück und Zufall, das ſind Worte, die nichts Wirkliches bedeuten. Das wirkliche Glück Frankreichs ſind der Scharfblick und die Vorausſicht ſeiner Miniſter und die trefflichen Wege, die ſie einſchlagen. Man ſehe nur, welche Mühe der Kardinal ſich um die Vermittlung zwiſchen dem Kaiſer und dem Türken gibt. Der Kaiſer kann aus Dankbarkeit für dieſen Dienſt nicht weniger tun, als Ludwig XV. ſeine Rechte auf Luxemburg abtreten. Dieſes Herzogtum muß allem Anſchein nach eine der erſten Erwerbungen ſein, die auf Lothringen folgen; denn da Frankreich in allen Stücken Rückſichten auf die Maßregeln genommen hat, die der Kaiſer gut gefunden hat, ſcheint die Gerechtigkeit ähnliche Rückſichten von ſeiten des Kaiſers auf die Maßregeln Frankreichs zu fordern: das iſt alles nur ein Strom und Gegenſtrom von Dankbarkeit, den die Politik dieſer Fürſten in den Dienſt ihrer Größe zu ſtellen weiß.

Was die andern Länder betrifft, die Frankreich erobern könnte, ſo gebietet ihm die Klugheit, ſich nicht zu ſehr zu beeilen, um ſich in ſeinen früheren Eroberungen zu befeſtigen und ſeine Nachbarn nicht zu erſchrecken: damit, daß man zu großes Aufhebens von dem Erfolg machte, könnte man leicht die Seemächte aufwecken, welche gegenwärtig in den Armen der Sicherheit und im Schoß der Trägheit ſchlummern.

Es ſcheinen mir in das Syſtem, das Frankreich verfolgt, noch größere und umfaſſendere Pläne als die, von denen ich geſprochen habe, hineinzugehören, und der Augenblick, den die Vorſehung zur Ausführung dieſer großen Abſichten bezeichnet hat, ſcheint der des Ablebens Seiner Kaiſerlichen

Majestät zu sein. Welcher Zeitpunkt wäre geeigneter, um Europa Gesetze zu geben? Welche Umstände günstiger, um alles zu wagen?

Alle Kurfürsten sind alsdann durch die Interessen, welche sie scheiden, veruneinigt: die einen, die private Vorteile suchen, werden sich Frankreich in die Arme werfen und das Gemeininteresse opfern; andre werden sich untereinander streiten, auf wen das Reich kommen soll; wieder andre werden sich um der Erbfolge des Kaisers willen zerreißen; noch andre, von Hoffnungen geschwellt, die sich auf große Bündnisse stützen, werden überall hin die Kriegsfackel, den Aufruhr und die Verwirrung tragen; und diejenigen, welche sich der überwiegenden Streitkraft des gemeinsamen Feindes entgegenstellen könnten, werden nichts unternehmen und ihr Geschick dem Zufall überlassen.

Überdies verpflichtet sich Frankreich in dem letzten Friedensvertrag, für die Pragmatische Sanktion zu bürgen; dies nötigt es, sich nach dem Tode des Kaisers unweigerlich in die Angelegenheiten Deutschlands zu mischen; und was bei dieser Gelegenheit weitaus mehr als bei andern die Schritte Frankreichs verhängnisvoll machen wird, ist, daß sie ein scheinbares Ansehen von Gerechtigkeit und daß selbst ihre Gewaltakte noch einen Schimmer von Rechtlichkeit haben werden.

Beachten wir noch, mit welcher Ängstlichkeit Frankreich die Seemächte von dieser Bürgschaft ausschließt. Glaubt man, daß es sie ohne bestimmte Absicht von diesen Dingen fernhält? Ließe es sich denken, daß irgendeine Regung von Hochmut der Grund dafür wäre? Und kann man wohl annehmen, daß ein Minister, der bisher in seinen geringfügigsten Handlungen Beweise einer überlegenen Klugheit gegeben hat, daß ein solcher Minister, sage ich, so kurzsichtig

verfahren könnte? Laſſen wir der franzöſiſchen Politik Gerechtigkeit widerfahren, ſie iſt niemals ſo beſchränkt, als man meinen könnte.

Es wäre leicht möglich, daß man froh wäre, den engliſchen Miniſtern, die genug mit den inneren Streitigkeiten des Königreichs zu tun haben, Ruhe zu verſchaffen; und ſo läßt man mit Vergnügen die Seemächte bei den geheimen Abmachungen zweier vertragſchließender Höfe aus dem Spiele, damit dieſe Mächte, falls die Erbfolge zuſtande kommt, auch nicht den geringſten Vorwand haben, in die Wirren Deutſchlands einzugreifen.

Man treibt die Vorſichtsmaßregeln noch weiter. Man zahlt den Höfen von Schweden und Dänemark Subſidien, entweder darum, um ſie im Zaum zu halten, oder damit ſie imſtande ſeien, ſich denen zu widerſetzen, welche den Abſichten und Anordnungen des franzöſiſchen Hofes hinderliche Maßnahmen treffen könnten.

So vortrefflich die Politik des franzöſiſchen Hofes auch iſt, ſo muß man doch betonen, daß ſie durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden begünſtigt wird. Alle Fürſten, deren Größe und Macht ihn verdunkeln könnten, ſind uneins. Frankreich braucht alſo nur das Feuer der Zwietracht nicht erlöſchen zu laſſen, es vielmehr noch zu ſchüren. Und was Frankreich einen noch unendlich größeren Vorteil gewährt, iſt, daß es ſo gut wie niemanden als Gegner hat, deſſen Geiſtestiefe, Kühnheit und Geſchicklichkeit ihm gefährlich werden könnten; in dieſer Hinſicht iſt ſein Ruhm geringer als der Ruhm von Männern wie Heinrich IV. und Ludwig XIV.

Was würde Richelieu, was würde Mazarin ſagen, wenn ſie in unſern Tagen auferſtänden? Sie wären ſehr erſtaunt, keinen Philipp III. und IV. mehr in Spanien, keinen Crom-

well und König Wilhelm mehr in England, keinen Prinzen von Oranien mehr in Holland, keinen Kaiser Ferdinand mehr in Deutschland und fast keine echten Deutschen mehr im heiligen römischen Reich, keinen Innocenz XI. mehr in Rom, keinen Tilly, Montecuculi, Marlborough, Eugen mehr an der Spitze der feindlichen Armeen zu finden, kurz, eine so allgemeine Entartung unter denjenigen anzutreffen, denen in Krieg und Frieden das Geschick der Menschen anvertraut ist, daß sie sich nicht mehr wundern würden, daß man die Nachfolger dieser großen Männer besiegen und hintergehen konnte. Ehemals mußten die Franzosen gegen das ganze wider sie verbündete und verschworene Europa kämpfen, und sie verdankten ihre Siege einzig ihrer Tapferkeit; nunmehr verdanken sie ihre schönsten Erfolge ihren Unterhandlungen, und man kann den Triumphzug ihres Glückes weniger ihrer Stärke als der Schwäche ihrer Feinde zuschreiben. Es gibt kein besseres Mittel, sich eine richtige und genaue Vorstellung von den Dingen, die sich in der Welt begeben, zu machen, als sie durch Vergleichung zu beurteilen, aus der Geschichte Beispiele zu wählen, sie in Parallele mit den Begebenheiten unserer Zeit zu setzen und ihre Beziehungen und Ähnlichkeiten zu beachten. Nichts, was der menschlichen Vernunft würdiger, was belehrender wäre und geeigneter, unsere Einsicht zu vermehren.

Der Geist der Menschen ist der nämliche in allen Ländern und in allen Jahrhunderten: sie haben ungefähr dieselben Leidenschaften; ihre Neigungen unterscheiden sich beinahe in nichts; sie sind manchmal mehr, manchmal weniger hitzig, je nachdem ihnen ein unseliger Dämon des Ehrgeizes und der Ungerechtigkeit seinen vergifteten und ansteckenden Atem eingibt. Gewisse Epochen sind hervorgetreten, weil die Leiden-

ſchaften der Menſchen in ihnen heftiger bewegt waren und häufig belohnt wurden. So eine iſt die der Eroberungen Cyrus' unter den Perſern, der Schlacht von Salamis und von Platää bei den Griechen, der Regierung Philipps und Alexanders des Großen bei den Mazedoniern, der Bürgerkriege von Sulla, der Triumvirate, der Regierung des Auguſtus und der erſten Kaiſer bei den Römern. Kurzum, die Liebe zu den Künſten und die Raſerei des Krieges ſind die ganze Welt durchlaufen und haben an allen Orten, wo ſie ihr Domizil aufgeſchlagen haben, dieſelben Wirkungen hervorgerufen. Der Grund iſt klar. Der Geiſt des Menſchen und die Leidenſchaften, die ihn regieren, ſind immer dieſelben; es müſſen ſich daher notwendigerweiſe immer dieſelben Wirkungen ergeben. Alles, was ich ſoeben von den Künſten und dem Kriege geſagt habe, gilt in noch ſtärkerem Maße für die Politik der großen Monarchien: ſie iſt immer dieſelbe geweſen; ihr Hauptprinzip iſt ſtets geweſen, alles an ſich zu reißen, um ſich unaufhörlich zu vergrößern, und ihre Weisheit hat darin beſtanden, hinter die Schliche ihrer Feinde zu kommen und ſie zu überliſten.

Prüfen wir nunmehr das Vorgehen Philipps von Mazedonien gegen die Griechen und ſehen wir zu, ob wir darin nicht einige Züge der franzöſiſchen Politik finden können; gehen wir hernach einige Ereigniſſe der römiſchen Geſchichte durch, und der Leſer wird ſich überzeugen, ob ſich darin nicht, ich ſage nicht eine Ähnlichkeit, nein, eine vollkommene Übereinſtimmung mit den Ereigniſſen, die ſich kürzlich in Europa zugetragen haben, und mit denen, die wir ſchon haben heraufdämmern ſehen, nachweiſen läßt. Die Republik der Griechen konnte ſich nur durch das feſte Band, das die verſchiedenen kleinen Republiken zuſammenhielt, aufrechterhalten; die Städte Sparta und Athen ragten indeſſen vor allen andern

hervor; sie waren es, die den Anstoß zu den Beschlüssen und den großen Dingen, welche sich vollzogen, gaben, und die kleinen Republiken waren nur die Anhängsel von diesen. Wenn Philipp diese ganze Liga angegriffen hätte, so hätte er furchtbare Feinde gefunden, die nicht nur ihm widerstanden hätten, sondern die auch seine eigenen Reiche zum Kriegsschauplatz hätten machen können. Was tat also die Politik dieses Fürsten, um diese Republik zu besiegen? Sie säte Zwist und Eifersucht unter diese kleinen verbündeten Städte, sie verstärkte ihre Uneinigkeit, sie bestach die Redner, nahm die Partei der Schwächeren, um sie gegen die Mächtigeren zu stützen, und nachdem diese zu Boden geworfen waren, waren ihr die andern bald zu Willen.

Was tut die Politik Frankreichs, um zur Weltmonarchie zu gelangen? Sieht man nicht, mit welcher Schlauheit es Uneinigkeit unter den Fürsten des Reichs erregt, wie geschickt es vorgeht, um die Freundschaft derjenigen Souveräne zu erlangen, die es am nötigsten braucht, wie es arglistig die Interessen der kleinen Fürsten gegen die mächtigeren zu stützen versteht? Man bewundere, wie es zu Werke gegangen ist, um die Macht der Seemächte zu untergraben, seine Geschicklichkeit, sie zu gegebener Zeit einzuschüchtern, seine Gewandtheit, sie mit Nichtigkeiten zu amüsieren, während es die großen Streiche führt. Man beachte zugleich, wie die Mehrzahl der Fürsten Europas ebenso unsinnig sind wie die Griechen, die, in lethargische Sicherheit getaucht, verabsäumten, sich mit ihren Nachbarn zu verbünden, um sicheres Unheil und ihr unfehlbares Verderben zu verhindern.

Man betrachte noch einen Augenblick die Arglist der Franzosen, welche die Mächte des Nordens mit Subsidien bei guter Laune halten, um die andern, die sie nicht gewinnen konnten, ganz

und gar ihren eigenen Hilfsquellen zu überlaſſen, und entſcheide dann, ob dies nicht die Folgen einer ähnlichen Politik wie die Philipps von Mazedonien ſind. Man möge mich dieſen Vergleich noch weiter treiben laſſen. Man wird ſehen, daß die Geſchichte Philipps mehr als ein Ereignis liefert, das den Begebenheiten unſerer Tage entſpricht und der Politik von Verſailles würdig iſt.

Dieſer König von Mazedonien hatte ſchon die Thebaner, die Olynther und die Meſſenier gewonnen; er brachte hernach die Athener, geſchwächt wie ſie waren und unfähig, ihm Widerſtand zu leiſten, dazu, ihm die Städte Amphipolis und Potidäa abzutreten, die ihm als Einfalltor dienten. Da er auch Phocis und die Thermopylen inne hatte, beſaß er gleichſam den Schlüſſel zu Griechenland, und es war ihm ein leichtes, es ſo oft anzugreifen, als es ſeinem Intereſſe entſprach.

Die Geſchichte Frankreichs liefert ein Beiſpiel, das man unmöglich ins Auge faſſen kann, ohne an den Zug aus der Geſchichte des Altertums erinnert zu werden, den ich ſoeben angeführt habe. Man verſteht wohl, daß ich von der Erwerbung des Elſaß und Straßburgs reden will. Dieſe Staaten, die Deutſchland weggenommen wurden, waren ehemals gleichſam ſeine Thermopylen oder ſein Bollwerk, und Lothringen, welches neuerdings weggenommen worden iſt, entſpricht hinſichtlich ſeiner Lage Phocis. Daß die Art des Eroberns derjenigen König Philipps ſo ganz ähnlich iſt, das ſcheint mir zu beweiſen, daß auch eine vollkommene Übereinſtimmung der Abſichten beſteht. Philipp blieb nicht bei den Thermopylen ſtehen, er ging weiter. Ich erinnere mich bei dieſer Gelegenheit, was ein Weiſer zu einem König von Epirus ſagte, als er die ungeheuren Vorbereitungen ſah, die man zum Kriege traf.

„Warum, fragte er dieſen Fürſten, häuft ihr alle dieſe Waffen und dieſes Gepäck an? – Um Italien zu erobern, antwortete Pyrrhus. – Wenn nun aber Italien erobert iſt, Herr, wohin gehen wir dann? – Dann, teurer Cineas, machen wir uns zu Herren von Sizilien; von da bedarf es nur eines günſtigen Windes, und Karthago fällt in unſere Hände; wir marſchieren dann durch die Wüſten Libyens; Arabien und Ägypten können uns nicht widerſtehen, Perſien und Griechenland werden gleichfalls unterworfen werden." Dieſer Fürſt hatte keinen geringeren Plan, als ſeine Herrſchaft über die ganze Welt zu begründen; ſeine Sprache war die des Ehrgeizes, und der Ehrgeiz denkt und handelt immer in der gleichen Weiſe: ich brauche nichts hinzuzufügen.

Was die Griechen angeht, ſo achteten ſie nur in ganz oberflächlicher Art auf das Vordringen Philipps, und ſie bildeten ſich törichterweiſe ein, der Tod dieſes Fürſten werde ſie von einem gefährlichen Feinde, von dem ſie alles zu befürchten hatten, befreien. Das iſt genau die Sprache, die man jetzt in Europa führt, man ſchmeichelt ſich, der Tod des geſchickten franzöſiſchen Politikers werde der franzöſiſchen Politik ein Ende ſetzen, ein anderer Miniſter, der ihm folgt, werde nicht dieſelben Geſichtspunkte, dieſelben Ziele haben. Kurz, man unterhält ſich mit kleinen Hoffnungen, wie ſie gewöhnlich der Troſt ſchwächlicher Seelen und kleiner Geiſter ſind. Man geſtatte mir, hier an den Vorwurf zu erinnern, den Demoſthenes in ſeiner erſten Philippika ſeinen Athenern machte. Dies ſind ſeine Worte: „Philipp iſt tot, wird der eine ſagen. Nein, wird der andere antworten, aber er iſt krank. Ach was! ob er ſterbe oder lebe, was kümmert es euch? Wenn ihr ihn nicht mehr habt, Athener, werdet ihr euch bald einen andern Philipp geſchaffen haben, ſo ihr euer Betragen nicht ändert;

denn was er ist, ist er nicht so sehr aus eigner Kraft geworden als durch eure Nachlässigkeit."

Ich habe noch einige Betrachtungen anzustellen über die Punkte, in denen das Verhalten der Römer vollkommen dem unserer modernen Römer, ich meine die Franzosen, entspricht. Man beachte die außerordentliche Aufmerksamkeit, die die Römer anwandten, um sich in alle Händel der Welt zu mischen; sie warfen sich sogar in ihrer Überhebung zu Schiedsrichtern über die Streitigkeiten von Fürsten auf. Rom war das Tribunal der Welt, und die Könige und Fürsten hatten, ich weiß nicht wieso, die Oberhoheit dieses Tribunals anerkannt; sie übertrugen die Rechtsprechung in ihren Streitsachen dem römischen Volke als dem mächtigsten und stolzesten unter allen. Der Senat, daran gewöhnt, in letzter Instanz über das Los der Fürsten zu entscheiden, warf sich zum unumschränkten Richter in all ihren Streitigkeiten auf. Dies war das Mittel, wodurch sie sich zu Herren von Griechenland machten, das Erbe Eumenes', des Königs von Pergamos, antraten, und wiederum auf diesem Wege wurde das stolze Ägypten unter die römischen Provinzen eingereiht.

Man wird sehen, daß Frankreich ganz dasselbe getan hat. Aber was die Römer niemals getan haben, Ludwig XIV. hat es gewagt: er hat die Reunionskammern eingesetzt, die unter dem Vorwand, alte Abhängigkeitsgebiete herauszufinden, ganze Provinzen unter das Joch seiner Herrschaft brachten.

Es ist Zeit, nunmehr von der Erbfolge Karls II., des letzten Königs von Spanien, und dem untergeschobenen oder verstümmelten Testament zu reden, durch welches das französische Blut einen unerlaubten Eingriff in die Rechte des spanischen gemacht hat; von den Intrigen, vermittelst welcher Frankreich die Partei des Prätendenten in England

hat wieder aufrichten und diesen Prinzen zum König von Großbritannien hat machen wollen; und um neuere Beispiele anzuführen, beachte man die Sendung des Don Carlos in Italien und die Schleichwege Frankreichs in den Wirren Polens. Ich könnte noch an das Schiedsrichteramt erinnern, das sich Frankreich in den Streitigkeiten von Jülich und Berg zwischen dem König von Preußen und dem Pfalzgrafen von Sulzbach anmaßt: diese Sache dürfte eigentlich nur das Reich angehen, wenn nicht durch den westfälischen Frieden der Allerchristlichste König sich in der Lage gesehen hätte sich hineinzumischen. Man kann unten alles, was hierüber in diesem Vertrag gesagt worden ist, ersehen.[1] Das alles geht so weit, daß Frankreich sogar noch in die Händel der Stadt Genf eingegriffen hat; ob durch Bestechung oder durch andre Mittel, die Genfer haben sich ihnen in die Arme geworfen. Der Krieg, den der Kaiser in Ungarn führt, wird auch nicht zu Ende gehen, ohne daß Frankreich dabei ein Wörtchen mitspricht, und die Korsen werden binnen kurzem von diesen selben Franzosen vernehmen, was ihr Los sein soll. Kurz, gibt es Streitigkeiten, Frankreich bringt sie zum Austrag. Will man Krieg führen, Frankreich ist dabei. Handelt es sich darum, die Friedensartikel festzusetzen, so schreibt Frankreich das Gesetz vor und wirft sich zum souveränen Schiedsrichter der ganzen Welt auf.

---

[1] Friedensinstrument von Osnabrück, Artikel IV, § 57: Und da die Angelegenheit der Erbfolge in Jülich zwischen den Beteiligten im Lauf der Zeit große Verwirrungen im Reich erregen könnte, wenn man ihnen nicht zuvorkommt, wird vereinbart, daß nach Friedensschluß diese Sache auf den ordentlichen Wegen von Seiner Kaiserlichen Majestät oder durch eine freundschaftliche Vereinbarung oder auf einem andern legitimen Weg so bald als möglich in Ordnung gebracht wird.

Hier hat man die Tatsachen, die ich mit denen, welche ich aus der römischen Geschichte entnommen habe, vergleichen wollte; ich berichte sie unparteiisch und ohne daß mich ein andrer Grund leitet als die Liebe zur Wahrheit.

Ich will zu alledem nur eine einzige Bemerkung hinzufügen; sie wird auf eine Geistesverwandtschaft zwischen den Unterhändlern der Römer und der Franzosen hinauslaufen. Wenn Frankreich sein Ziel erreicht und gewisse Rücksichten nicht mehr nötig hat, kann man an seinen Unterhändlern maßlosen Hochmut und Anmaßung bemerken; sie sind sanft und geschmeidig, wenn sie den Beistand irgend welcher Fürsten suchen, und zeigen eine unerträgliche Überhebung, wenn sie an der Hilfe dieser nämlichen Fürsten kein Interesse haben. Es wird gut sein, sich an die Gesandtschaft zu erinnern, welche die Römer zu Antiochus, König von Syrien, schickten, um ihn davon abzubringen, Ptolemäus und Cleopatra anzugreifen, die als Könige von Ägypten Bundesgenossen des römischen Volkes waren. Popilius, einem einfachen römischen Bürger, wurde dieser Auftrag erteilt; er verlangte von Antiochus in sehr bestimmten Worten eine entschiedene Antwort auf seinen Antrag. Dieser König aber, da er an der Spitze einer Armee stand und bereit war, Ägypten mit Krieg zu überziehen, war über einen solchen Vorschlag erstaunt und schwankte, was er antworten sollte; da zieht Popilius mit einem Stecken, den er in der Hand hat, einen Kreis um den König und befiehlt ihm zu antworten, ehe er heraustritt. Man beachte den Hochmut und das absolute Gebaren, womit der Gesandte Frankreichs sich in den Händeln Genfs benommen hat. Man werfe einen Blick auf das Memorandum, das Herr von Fénelon den Generalstaaten im Haag über die Erbfolge von Jülich überreicht hat; man erinnere sich an die

knabenhaften Streitereien[1] zwischen diesem Gesandten und dem Gesandten Englands über einen ebenso seltsamen wie neuen Vorrang, und man wird angesichts so vieler ähnlicher Züge Pläne finden, die bei diesen Modernen ebenso ehrgeizig sind wie bei den Alten, Absichten, die bei den einen so weit reichen wie bei den andern, kurz, eine völlige Analogie zwischen dem Verhalten Frankreichs und dem Philipps von Mazedonien, ebenso wie zwischen Frankreich und der römischen Republik.

Nach unsern bisherigen Beobachtungen ist es leicht zu gewahren, daß der Staatenkörper Europas in einer überaus schwierigen Lage ist: er ist wie aus seinem Gleichgewicht gekommen und befindet sich in einem Zustand, wo er nicht lange bleiben kann, ohne in große Gefahr zu geraten. Es ist um ihn wie um den menschlichen Körper bestellt, der nur durch die Mischung gleicher Teile Säuren und Alkalien existieren kann; sowie einer dieser beiden Stoffe vorwiegt, bekommt der Körper es zu spüren, und die Gesundheit wird davon merklich bedroht. Und wenn dieser Stoff noch zunimmt, kann er die Maschine zu völliger Zerstörung bringen. Dementsprechend muß es die Konstitution dieses großen politischen Körpers zu spüren bekommen, wenn die Politik und Voraussicht der Fürsten Europas die Aufrechterhaltung des rechten Gleichgewichts zwischen den Groß-

[1] Dieser Streit entstand dadurch, daß sich auf einem Fest, das die Generalstaaten gaben, die Herren Gesandten von Frankreich und England befanden: der Engländer brachte die Gesundheit des Kaisers oder die aufs Wohl der Generalstaaten aus; Herr von Fénelon sagte, es käme ihm zu, diese Gesundheit auszubringen; der Streit wurde sehr heftig. Man nennt diesen Streit den Büffettkrieg. Diese Geschichte ist allgemein bekannt.

mächten aus dem Auge verliert: es entsteht auf der einen Seite Gewalttätigkeit, auf der andern Schwäche; bei dem einen die Lust, alles zu überfallen, bei dem andern die Unmöglichkeit, ihn daran zu verhindern; der Mächtigere diktiert Gesetze, der Schwächere ist genötigt, sich ihnen zu fügen; kurz, alles kommt zusammen, um Unordnung und Verwirrung immer größer zu machen; der Stärkste tritt wie ein angeschwollener Strom über seine Ufer, reißt alles mit fort und bringt über diese unglückliche Körperschaft die Gefahr der unheilvollsten Umwälzungen.

Das sind in kurzen Worten die Betrachtungen, zu denen mich der gegenwärtige Zustand Europas gebracht hat. Wenn eine Macht findet, ich hätte mich mit zu viel Freiheit ausgesprochen, muß sie bedenken, daß die Frucht immer etwas nach dem Boden schmeckt und daß ich in einem freien Lande geboren bin[1] und es mir also gestattet ist, mich mit einer edlen Kühnheit und mit einer Aufrichtigkeit auszusprechen, der jegliche Verstellung unmöglich ist, mit einer Aufrichtigkeit, welche die Mehrzahl der Menschen nicht kennt und die vielleicht denjenigen strafwürdig erscheinen muß, die in Knechtschaft geboren und in Sklaverei aufgewachsen sind.

Ich habe das Gebaren der Politiker Europas betrachtet, ich habe das System der Höfe aufgezeigt, wie es meiner Einsicht erscheint, und habe auf die gefährlichen Folgen des Ehrgeizes einiger Fürsten aufmerksam gemacht, und nunmehr wage ich es, die Sonde noch tiefer in die Wunde dieses Staatenkörpers einzuführen; ich werde das Übel bis zu seinen Wurzeln verfolgen und mich bemühen, seine verbor-

[1] Anm. d. Übers.: Friedrich hatte die Absicht, diese Schrift anonym in England herauszugeben. Das Geburtsland, von dem er hier spricht, ist also England, nicht Preußen.

genſten Urſachen aufzudecken. Wenn meine Bemerkungen das Glück haben, zu den Ohren einiger Fürſten zu dringen, werden dieſe darin Wahrheiten finden, die ſie aus dem Mund ihrer Höflinge und Schmeichler nie hätten erfahren können; vielleicht werden ſie ſogar erſtaunt ſein, zu gewahren, wie dieſe Wahrheiten neben ihnen ſich auf den Thron ſetzen. Sie ſollen alſo erfahren, daß ihre falſchen Prinzipien die giftigſte Quelle für alles Unheil in Europa ſind. Folgendes iſt der Irrtum der meiſten Fürſten. Sie glauben, Gott habe ausdrücklich und aus ganz beſonderer Aufmerkſamkeit für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz dieſe Maſſe Menſchen geſchaffen, deren Heil ihnen anvertraut iſt, und ihre Untertanen ſeien nur dazu beſtimmt, die Werkzeuge und Diener ihrer zügelloſen Leidenſchaften zu ſein. Wenn das Prinzip, von dem man ausgeht, falſch iſt, müſſen die Konſequenzen bis ins Unendliche verderblich ſein; und daher rührt dieſe zügelloſe Liebe zum falſchen Ruhm, daher das glühende Verlangen, alles zu erobern, daher die Härte der Steuern, die auf dem Volke laſten, daher die Trägheit der Fürſten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenſchlichkeit, ihre Tyrannei und all die Laſter, welche die Menſchennatur herabwürdigen. Wenn die Fürſten dieſe irrigen Ideen ablegten und wenn ſie bis zur Beſtimmung ihrer Würde vordringen wollten, würden ſie ſehen, daß der Rang, auf den ſie ſo eiferſüchtig ſind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker iſt, daß dieſe Tauſende von Menſchen, die ihnen anvertraut ſind, ſich keineswegs zu Sklaven eines einzigen Menſchen gemacht haben, nur um ihn ſchrecklicher und mächtiger zu machen, daß ſie ſich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um Märtyrer ſeiner Launen und Spielball ſeiner Willkür zu werden, ſondern, daß ſie denjenigen unter ſich erwählt

haben, den sie für den Gerechtesten hielten, um sie zu regieren, für den Besten, um ihnen ein Vater zu sein, für den Menschlichsten, um sich ihres Unglücks zu erbarmen und es zu lindern, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu schützen, für den Weisesten, um sie nicht zu ihrem Unglück in verderbliche Kriege zu verwickeln, kurz, für den geeignetsten Mann, die Körperschaft des Staates zu repräsentieren, für einen Mann, mittels dessen die souveräne Gewalt den Gesetzen und der Gerechtigkeit als Beistand dienen konnte, aber nicht als Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyrannei zu üben.

Wenn dieses Prinzip anerkannt wäre, so würden die Fürsten dauernd die beiden Klippen vermeiden, die zu allen Zeiten schuld am Untergang der Reiche gewesen sind und die Welt drüber und drunter gebracht haben, nämlich den zügellosen Ehrgeiz und die erbärmliche Vernachlässigung der Pflichten. Anstatt unaufhörlich auf Eroberungen zu sinnen, würden diese Götter der Erde nur daran arbeiten, ihrem Volke das Glück zu sichern; sie würden all ihren Eifer darauf verwenden, das Los der Unglücklichen zu erleichtern und ihre Herrschaft mild und wohltätig zu machen; es müßte dahin kommen, daß ihre Wohltaten den Wunsch erregten, als ihr Untertan geboren zu sein, daß ein edelmütiger Wettstreit zwischen ihnen entstünde, wer die andern an Güte und Milde überträfe, daß sie merkten, daß der wahre Ruhm der Fürsten nicht darin besteht, ihre Nachbarn zu unterdrücken, nicht darin, die Zahl ihrer Sklaven zu vermehren, sondern darin, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen und in allem der Absicht derjenigen zu entsprechen, die sie mit ihrem Amt bekleidet und von denen sie die höchste Würde anvertraut erhalten haben.

Diese Monarchen sollten bedenken, daß Ehrgeiz und eitle

Ruhmbegier Laſter ſind, die man bei Privatperſonen ſtreng beſtraft und die man bei einem Fürſten ſtets verabſcheut.
Wenn anderſeits die Fürſten ſich ihre Pflicht unabläſſig vor Augen hielten, ſo würde es nicht dahin kommen, daß ſie ihre Obliegenheiten als etwas behandeln und vernachläſſigen, was unter ihrer hohen Würde iſt; ſie würden das Wohl ihres Volkes nicht blind der Sorge eines Miniſters anvertrauen, der pflichtvergeſſen ſein kann, dem die Begabung fehlen kann und der faſt immer weniger am gemeinen Wohl intereſſiert iſt als der Herr. Die Fürſten würden in eigener Perſon über die Schritte ihrer Nachbarn wachen; ſie würden ſich mit großem Ernſt darauf verlegen, ihre Pläne zu erforſchen und ihren Unternehmungen zuvorzukommen; ſie würden ſich durch gute Bündniſſe im voraus gegen die Politik der unruhigen Köpfe ſchützen, die nicht vom Erobern laſſen können und die wie der Krebs alles, womit ſie in Berührung kommen, zerfreſſen und verzehren. Die Vorſorge würde die Bande der Freundſchaft und die Bündniſſe befeſtigen, die ſolche Fürſten abſchlöſſen; die Weisheit wäre ihr Rat und würde die Anſchläge ihrer Feinde zuſchanden machen; ſie würden fleißige Arbeit, die ſich ſtets den öffentlichen Nutzen zum Ziel ſetzte, dem nichtsnutzigen und wollüſtigen Leben der Höfe vorziehen.
Mit einem Wort, es iſt eine Schmach und eine Schande, ſeine Staaten zu verlieren, und Ungerechtigkeit und ſtrafwürdige Raubſucht iſt es, diejenigen zu erobern, auf die man kein Recht hat.

Nachwort

Die vorstehenden drei politischen Schriften Friedrichs des Großen sind im Original französisch geschrieben, ihre Übersetzung erfolgte nach dem Text in der großen 30bändigen Ausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand", 1846 ff.
In den drei Schriften beschäftigt sich der König mit seinem Lieblingsthema, das er verschiedentlich auch poetisch behandelt hat: mit den Pflichten des Monarchen. In den beiden ersten Schriften ist fast ausschließlich davon die Rede, den Abschluß der dritten Schrift bilden ebenfalls Erörterungen über den Fürstenberuf. Obgleich die Schriften ganz verschiedenen Lebensperioden Friedrichs entstammen, ist die Auffassung von den Pflichten seines Amts in allen unverändert die gleiche.
Der „Fürstenspiegel" ist im Februar 1744 entstanden und an den Herzog Karl Eugen von Württemberg (1728–1793) gerichtet, der als Gründer der Karlsschule und durch seine Beziehungen zum jugendlichen Schiller bekannt ist. Er befand sich mit seinem jüngeren Bruder seit Dezember 1741 unter Obhut seiner Mutter in Berlin, wo seine Erziehung unter den Augen Friedrichs vollendet werden sollte. Während der Minderjährigkeit Karl Eugens besorgten die Verwaltung seines Herzogtums die beiden S. 71 erwähnten Männer, der berühmte Mathematiker und Philosoph Bilfinger und der „kleinstaatliche" Minister August von Hardenberg, der sich später auch in der Verwaltung von Hessen-Kassel und Hannover gewisse Verdienste erworben hat. – Friedrich erlangte im Januar 1744 eine kaiserliche Volljährigkeitserklärung für seinen Zögling, die er ihm am 5. Februar im Ver-

liner Schloſſe feierlich übergab. Am folgenden Tage überſandte er dem neuen Herzog den „Fürſtenſpiegel“. Am 8. Februar weilte Karl Eugen zum Abſchiedsdiner in Potsdam – worauf Friedrich im Schluß des Begleitbriefes anſpielt – und reiſte dann ſofort in ſein Land. Von der Regierungszeit Karl Eugens läßt ſich allerdings nicht ſagen, daß ſie den Ratſchlägen Friedrichs entſprochen hätte. –

Der „Fürſtenſpiegel“ iſt trotz der Kürze eine der intereſſanteſten Schriften Friedrichs. Gedruckt wurde das Werkchen zuerſt im „Göttingiſchen Hiſtoriſchen Magazin“ 1787, Bd. I, S. 683 ff.

Den „Eſſai über die Regierungsformen und die Pflichten der Könige“ verfaßte Friedrich im Jahre 1777. Er ließ ihn im Auguſt dieſes Jahres in 6–8 Exemplaren in Berlin drucken. In ſeinem Handexemplar nahm er Erweiterungen und Verbeſſerungen vor, die in den Text der „Oeuvres“ aufgenommen worden ſind. – Die Abſicht des Verfaſſers war, durch ſein Schriftchen eine Antwort auf die fortgeſetzten Angriffe der damaligen franzöſiſchen Philoſophie auf die Monarchie (J. J. Rouſſeau, Baron Holbach) zu geben. Wenn Friedrich vom „wahrhaft monarchiſchen“ Staat redet, dann meint er natürlich die abſolute Monarchie. Der abſolute König von Preußen ſcheut ſich nicht, an der berühmten Stelle (S. 11) zu ſagen, daß die Monarchie die beſte oder die ſchlechteſte Regierungsform ſein könne – je nachdem der Inhaber der Gewalt beſchaffen ſei. An der alten naturrechtlichen Theorie von der Entſtehung des Staates durch einen Vertrag hält Friedrich durchaus feſt. Er wendet auch, das verdient bemerkt zu werden, in dieſer Schrift gewiſſe Rouſſeauſche Ausdrücke öfters an: pacte social und contrat social. Der „Verſuch“ gehört jedenfalls zu den reifſten Er-

zeugniſſen der ſchriftſtelleriſchen Produktion des großen Königs.

Die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand des europäiſchen Staatenkörpers“ ſchrieb der damalige Kronprinz im Jahre 1738 als politiſches Flugblatt zur Unterſtützung der preußiſchen Politik. Die Schrift ſollte zunächſt in engliſcher Sprache in England erſcheinen, hierauf in deutſcher Überſetzung in Holland. Sie war in ihrer Wirkung berechnet auf die Seemächte England und Holland, die von einer Allianz mit Öſterreich und Frankreich abgehalten werden ſollten. Die beiden letzteren hatten ſich bereits Anfang des Jahres 1738 zum Schaden der preußiſchen Intereſſen verſtändigt. Die Veröffentlichung der Schrift unterblieb, da ſeit April 1738 eine Annäherung von Preußen und Frankreich erfolgte. – Der Kardinalminiſter, von dem Friedrich redet und deſſen Politik er vor allem bekämpft, iſt der berühmte Miniſter Ludwigs XV., der Kardinal Fleury.

Die Schrift des Sechsundzwanzigjährigen iſt bewundernswert durch die Reife und Schärfe des Urteils über derart komplizierte Fragen. Sie wurde zum erſten Male gedruckt in den „Oeuvres posthumes de Frédéric II.“, 1788.

Leipzig. Dr. Karl Zuchardt.

Druck von Breitkopf
und Härtel in Leipzig

Im Insel-Verlag zu Leipzig erschien:

Briefe Kaiser Wilhelms des Ersten

Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen in Auswahl herausgegeben von

Erich Brandenburg.

In Leinen M. 3.—, in Leder M. 5.—.

Erich Brandenburg hat eine Auswahl der Briefe herausgegeben, die mit einer sehr verständigen, halbbiographischen Einleitung versehen ist und ein Hausbuch des deutschen Volkes werden sollte. Dem Gebildeten und geschichtlich gut Informierten bringt das schöne Buch eine Reihe angenehmster Überraschungen, und wer sich einmal mit ihm befreundet hat, wird es immer wieder vornehmen und mit Genuß studieren. Niederrheinische Nachrichten.

Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth

Schwester Friedrichs des Großen.

Mit der Darstellung der gleichen Geschehnisse aus der Feder Friedrichs des Großen, sowie der Korrespondenz der Markgräfin mit Voltaire. Zwei Bände. Mit drei Porträts in Heliogravüre. In Leinen M. 14.—, in Halbleder M. 16.—.

Die neue deutsche Ausgabe der Denkwürdigkeiten ist von Annette Kolb sprachlich sehr gewandt mit vielem Verständnis für die Eigenarten der Originale besorgt. — Aus den zum Verständnis notwendigen Erläuterungen ist ein gut geschriebener, sehr lehrreicher Essay geworden, durch den die Insel-Ausgabe einen besonderen Wert erhielt. Münchner Neueste Nachrichten.

Diese Memoiren sind und bleiben in ihrer Art klassisch.

Berliner Tageblatt.

Im Insel-Verlag zu Leipzig erschien

Die Bibliothek der Romane.

Eine Sammlung der besten Romane aller Völker und Zeiten in gleichmäßigen Leinen- und Lederbänden.

Jeder Band in Leinen M. 3.—, in Leder M. 5.—.

Willibald Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow.

Charles de Coster: Ulenspiegel und Lamme Goedzak. Deutsch von A. Wesselski.

Daniel Defoe: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übersetzung von 1720.

Gustave Flaubert: Salambo. Roman, übertragen von Arthur Schurig.

Gustave Flaubert: Frau Bovary, übertragen von Arthur Schurig.

Louise von François: Die letzte Reckenburgerin.

Jeremias Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird.

Jens Peter Jacobsen: Frau Marie Grubbe, autorisierte Übertragung von Mathilde Mann.

Jens Peter Jacobsen: Niels Lyhne, autorisierte Übertragung von A. Matthiesen.

Henri Murger: Die Boheme. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben, übertragen von Felix Paul Greve.

Walter Scott: Ivanhoe. In der Übersetzung von L. Tafel.

Walter Scott: Der Talisman. In der Übersetzung von August Schäfer.

Ludwig Tieck: Vittoria Accorombona.

Iwan Turgenjeff: Väter und Söhne. In der vom Dichter veranlaßten deutschen Übertragung.

Wilhelm Weigand: Die Frankenthaler.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Friedrich II
AUTHOR
Drei politische Schriften
TITLE

DD
405
.22
D7

DATE	ISSUED TO

Friedrich II

Drei politische Schriften.

DD
405
.22
D7